

Karl-Heinz Ohlig

Rom will deutschen Reformprozess verhindern

Der Streit öffnet den Blick auf die realen Verhältnisse

Unter dem Eindruck der vielen nicht aufgearbeiteten Mängel in der katholischen Kirche – wohl der Hauptgrund für den wachsenden Exodus vieler Katholiken aus ihrer Kirche – hat die Deutsche Bischofskonferenz die Eröffnung eines sogn. synodalen Wegs beschlossen. Vom ersten Advent diesen Jahres an sollen zwei Jahre lang vier Problembereiche diskutiert und möglicherweise auch Reformen beschlossen werden:

Macht in der Kirche, Lebensform der Priester, Sexualmoral sowie Frauen in Diensten und Ämtern der Kirche.

Alle diese Themen hängen auch mit der Missbrauchsdebatte zusammen, gehen aber auch darüber hinaus. Sie sind richtig gewählt, weil in allen diesen Bereichen Reformen unbedingt notwendig sind, wenn die Kirche glaubwürdig bleiben oder werden will. Bischöfe und das Zentralkomitee der deutschen Katholiken als Laienvertretung sollen diesen Prozess gemeinsam leiten. Die deutschen Ortsbischöfe haben diesen Weg beschlossen: In geheimer Abstimmung votierten 21 dafür, drei dagegen, drei enthielten sich.

Wahrscheinlich empfanden sie sich dabei nicht als Kontrahenten Roms, weil der Papst schon früher die regionalen Kirchen aufgefordert hatte, selbstständig neue Wege zu versuchen. Umso erschreckender war ein Brief des Papstes „an das pilgernde Volk in Deutschland“ von Ende Juni, der heftige Kritik übte. Er sieht die deutsche Kirche in der Gefahr, sich dem Zeitgeist anzupassen und sich „von der Weltkirche zu trennen.“ Ob er nur eine Vorlage unterschrieben oder ihn selbst verfasst hat, spielt keine Rolle. Jedenfalls steht sein Name darunter.

Vor einigen Tagen kam ein weiterer Brief des Präfekten der Kongregation für die Bi-

schöfe, der die deutschen Bischöfe vor Schritten warnt, die nicht in Einklang mit der Weltkirche stehen. Vor allem lehnt er die Absichten ab, Laien an der Diskussion und Abstimmung zu beteiligen, so dass die Bischöfe majorisiert werden könnten, auch sollten keine Fragen diskutiert werden, die nicht in die Kompetenz der Ortskirchen fielen.

Kardinal Marx hat in einem Brief an den Papst protestiert und fährt auch nach Rom zu verschiedenen Autoritäten, um so etwas wie eine Zustimmung zu den deutschen Beschlüssen zu erreichen. Eine Vorbereitungskonferenz von Bischöfen und Laien in Fulda am 14.09.19 endet „mit einem klaren Appell, den eingeschlagenen ‚synodalen Weg‘ mutig und engagiert ... fortzusetzen.“ Wie die Sache ausgehen wird, ist noch nicht absehbar. Wohl aber wird schon jetzt deutlich, dass Rom weiterhin wie bisher autoritär alle Versuche einer subsidiären Vorgehensweise blockieren will und dass sich trotz allen Reformgeredes dort nichts geändert hat. Die Rolle des Papstes ist unklar. Klar aber ist, wie es in Rom unter seinen Nachfolgern weitergehen wird – es hat sich nichts geändert.

Gregor Tischler

Erbsünde, Sühnetod, Erlösung

Was sollen, was können die immer weniger werdenden Kirchgänger noch glauben?

Auch in diesem Jahr waren zu Ostern die Kirchen wieder fast so gut besucht wie an Weihnachten zuvor. Zu einem Fest gehört ja schließlich immer auch eine gewisse Feierlichkeit. Feierlich geht es zwar auch bei Events wie Open-Air-Konzerten oder manchmal auch bei Sportveranstaltungen zu. Aber Kirchen und Gottesdienste bieten noch etwas Zusätzliches: eine Art sakraler Atmosphäre. Und die gönnt man sich von

Zeit zu Zeit, wenn man dafür noch empfänglich ist.

Wenn die Kirchen voll sind, dann haben, wie es scheint, die Teilnehmenden auch weniger Scheu mitzusingen und mitzubeten. Nur frage ich mich manchmal, ob die Betenden mit ihren Worten auch mitdenken. Oder spricht man einfach nur die schon als Kind erlernten Formeln nach, weil es sich eben so gehört in der Gemeinschaft?

Über viele Riten und Formulierungen der Eucharistiefeier machen sich wohl die meisten Gläubigen - Zweifler kommen ja eher gar nicht - wahrscheinlich kaum tiefere Gedanken. Dass man wiederholt die eigene Sündhaftigkeit bekennen muss, das gehört eben zum Ritual. Christus, das Lamm Gottes, nimmt die Sünden der Welt hinweg: Seit der Grundschule kennt man schon diese Formel. Und ist die Messe vorbei, denkt man eh' nicht mehr darüber nach. Am Vaterunser ist schön, dass man es im Stehen, gemeinsam und feierlich sprechen darf. Immerhin, das mit der Bitte, von Gott nicht in Versuchung geführt zu werden, gab schon mal einen Denkanstoß. Aber müssten es nicht viel mehr sein, würde man bloß intensiver hinhören? Woher freilich sollten dann die Antworten kommen?

Das Glaubensbekenntnis, dessen Formulierungen aus dem 4. Jahrhundert stammen, haben sicher alle, die jemals am Religionsunterricht teilnahmen, dort kennengelernt. Aber wem von den erwachsenen Kirchgängern, die es mitsprechen, ist schon einmal aufgefallen, dass darin etwas fehlt, etwas Wesentliches, das in jeder halbwegs gelungenen Sonntagspredigt vorkommt: das, was Jesus gesagt, gewollt und getan hat? Im Bekenntnistext der Konzilien von Nizäa (325) und Konstantinopel (381), den wir am Sonntag gemeinsam sprechen, kommt es jedenfalls nicht vor. Vom Menschen Jesus, dem "historischen", handeln nur die paar Worte von seinem Leiden und Tod am Kreuz. Er hat bis zuletzt vom Reich Gottes gepredigt, Menschen geheilt, Jünger gesammelt, Gottes- und Nächstenliebe als wichtigstes Gebot benannt - nichts davon kommt im sonntäglichen Glaubensbekenntnis vor.

Genau da liegt das Problem. Gottesdienstbesucher fühlen sich vielleicht einer gewissen Tradition verbunden, die den Glauben

weniger hinterfragt als ihn vollzieht (übrigens durchaus auch im caritativen Sinn). Aber soll es gerade engagierten Christen nicht Sorgen bereiten, wenn sie immer weniger werden, die Grundkenntnisse des christlichen Glaubens sich mehr und mehr verflüchtigen und die Akzeptanz des Christentums in der Gesellschaft gleich mit?

Wo liegen die Ursachen und wie könnte man gegensteuern? Die Fragestellung ist so komplex, dass selbst ausführlichste Antwortversuche immer noch unzureichend blieben. Beschränken wir uns daher auf den Bereich von Theologie und Verkündigung - und auf eines von deren Grundproblemen. Es ist das Problem, keine angemessene, auch heute noch aussagekräftige, verständliche Sprache zu finden, wenn es um essentielle Glaubensfragen geht. Und eine ganz zentrale lautet: Was heißt das eigentlich, Jesus Christus sei für uns gestorben?

Die traditionelle, über all die Jahrhunderte hinweg wiederholte Antwort: Er hat mit dem Kreuzestod stellvertretend für uns und unsere Sünden Sühne geleistet. Wir sind von der Erbsünde erlöst, wenn wir auf ihn getauft sind. Wir müssen uns zwar bewähren, ihm "nachfolgen" (was immer das heißen mag), aber ohne seinen Tod am Kreuz wäre all dies vergeblich.

Ganz ehrlich: Wen von denen, die auch nur ein gewisses Maß an kritischem Denkvermögen besitzen und mit ihrem Christsein vereinbaren wollen, vermag eine derartige Konstruktion noch zu überzeugen? Was heißt überhaupt "Erbsünde"? Wieso sollen wir "in Adam alle gesündigt haben", um "in Christus erlöst zu werden" (Röm 5,12-21)? Alle, die sich auch nur ein wenig mit Evolutionsbiologie und Prähistorie beschäftigen (und das dürften wohl alle unter den Gebildeteren sein), wissen doch, dass es weder Adam und Eva noch das Paradies von Gen 2 realiter gegeben hat. Und weiter: Warum musste Gottvater seinen Sohn grausam den Foltertod erleiden lassen, nur um mit den Menschen wieder versöhnt zu werden? ¹

Nein, dieses Konstrukt, mag es auch noch so viele Jahrhunderte gegolten haben, überzeugt den aufgeklärten, kritikfähigen

¹ Es ist anstrengend, aber auch bereichernd, sich zur Vertiefung dieser Anfragen an eine besondere Lektüre zu wagen: Hans Blumenberg, *Matthäuspasion*, Frankfurt a.M. 1988.

Menschen des 21. Jahrhunderts nicht mehr. Was nun?

Sind Erbsünde und Sühnetod wirklich Grundpfeiler des Glaubens?

Der Inhaber des Guardini-Lehrstuhls in München, Eugen Biser, forderte schon seit längerem, christliche Theologie neu zu denken. Er war der Ansicht, das Christentum sei eine "therapeutische" Religion, die nicht im Schema von Schuld und Strafe, sondern in der Botschaft von der bedingungslosen Liebe Gottes gründe². Biser forderte mit Recht ein theologisches Umdenken. Doch wie müsste dann eine entsprechende Pastoral aussehen? Sie hätte eine wahre Herkulesaufgabe zu bewältigen.

Würde man sie befragen, ob Erbsünde und Sühnetod zu den Grundpfeilern des Glaubens gehören, würden wohl die meisten Gottesdienstbesucher mit Ja antworten. Brähe, stellte man sie in Frage, nicht das ganze Glaubensgebäude zusammen? Für unsere Sünden gestorben, gemäß der Schrift, das steht doch schon im vorpaulinischen Urevangelium (1 Kor 15,3)!

Karl-Heinz Ohlig hat in dieser Zeitschrift in einem die Quellenlage detailliert erläuternden Beitrag überzeugend dargelegt, dass Erbsünden- und explizite Sühnetodlehre keineswegs am Anfang des Christentums standen³. Bei Jesus selbst, so der Befund wissenschaftlicher Exegese, gibt es keinen Hinweis auf den Kreuzestod als Sühneleistung für die Sündenschuld der Menschen. Die Deutung der Abendmahlsberichte, so Ohlig, ist nachösterlich Jesus in den Mund gelegt. Noch interessanter für heute ist die Erkenntnis, dass weder die syrische noch die hellenistische Theologie der Spätantike eine Sühneleistung Christi, um die Menschen von der Last der Erbsünde zu befreien, kannte. Lediglich in der lateinischen Theologie, etwa bei Tertullian (um 200) und insbesondere bei Augustinus (um 400) wird der Akzent auf die Sündhaftigkeit gesetzt, die der Gnade des Kreuzes bedarf: Die Schuld des Menschen zerstört den göttli-

chen Ordo. Es bedurfte daher eines "meta-historischen" Erlösungsaktes.

Für den späten Augustinus war die Überzeugung, durch den Zeugungsakt werde die Verfehlung Adams als "Erbsünde" weitergegeben - wobei die Vorstellung, sexuelle Lust sei eine Strafe für den Sündenfall im Paradies, uns heute besonders befremden muss -, so dominierend, dass es in seiner Theologie eines göttlichen Eingreifens bedurfte, um die Menschheit zu erlösen. Das reformatorische "solus Christus", aber auch das Prinzip "sola gratia" und die Vorstellung der Prädestination sind im Denken Augustins bereits angelegt.

Historisches Wissen kann hilfreich sein: Erst das Konzil von Orange 529 definierte eine Erbsündenlehre - ohne die augustini-sche "Libidoübertragung" durch den Zeugungsakt. Und erst Anselm von Canterbury (gest. 1109) entwarf eine dezidierte Sühnetodtheologie. Anlass genug für kritisch denkende Christen, Althergebrachtes auf den Prüfstand zu stellen. Und was bedeutet das für die Pastoral?

"Agnus Dei, qui tollis peccata mundi" - kann man diesen Zentralsatz im Gottesdienst so einfach historisch-kritisch eliminieren? Natürlich nicht! Was man aber kann, ist, nun doch mit historisch-kritischer Methodik, eine Erklärung zu versuchen, wie es zu dieser Deutung (!) des Kreuzestodes Jesu kam, die ja schon im NT (Joh 1,29) zu lesen ist.

Jüdische Wurzeln

Wir müssen uns hier begnügen, die Erkenntnisse wissenschaftlicher Bibelarbeit etwas schematisch zusammenzufassen: Die Kreuzigung Jesu war für die Jünger-gemeinschaft ein großes Erklärungsproblem. Sie war nicht nur von Jesu Auferstehung überzeugt, sondern nahm gerade dadurch an Anhängern zu, wie die Leitung der Ur-gemeinde in Jerusalem durch den Herrenbruder Jakobus belegt. Wie aber konnte man Jesus als Messias bekennen, wenn ein Schriftwort (Dtn 21,23) sein Scheitern am Kreuz und die Fehleinschätzung seiner Jünger zu erweisen schien? Einen überzeugenden Ausweg glaubte man da in der Praxis des Tempelkultes zu finden, ein makelloses Lamm zur Sühne für eigene Schuld zu opfern, ebenso wie in der Rolle des Sündenbocks, der nach Lev 16 das ganze Volk ent-

² Eugen Biser, *Theologie der Zukunft*, Darmstadt 2005; ders., *Mensch und Spiritualität*, Darmstadt 2007. Beide Werke sind unter dem Titel *Zukunft des Christentums*. Eugen Biser und Richard Heinzmann im Gespräch, Darmstadt 2019, neu erschienen.

³ "imprimatur" 4/2017, S. 272-278

sühnte. Auch das 4. Gottesknechtslied (Jes 53) schien für die Erklärung geeignet, dass Jesu Leiden und Tod am Kreuz von Anfang an in Gottes Heilsplan vorgesehen war.

Dass der Glaube an den stellvertretenden Sühnetod Jesu jüdische Wurzeln hat, erscheint angesichts der Tatsache, dass gerade Christologie und Soteriologie Juden und Christen entscheidend voneinander trennen, von besonderer Brisanz.

Jesus war Jude - und nicht etwa der erste Christ. Dies ist in heutiger seriöser Theologie unbestritten. Aber ist das auch in der Pastoral, in Liturgie und Predigt auch nur ansatzweise angekommen? Wohl kaum. Und ohne Umsetzung der Erkenntnisse moderner wissenschaftlicher Theologie, die hier eine Art Vorreiterrolle zu übernehmen hat, in die konkrete Pastoral wird sich daran in absehbarer Zeit auch wenig ändern. Doch seit Beginn des jetzigen Pontifikats gibt es, wie mir scheint, in der wissenschaftlichen Theologie Anzeichen zu einem gewissen Umdenken (vielleicht, weil die Angst vor einem Entzug der Lehrerlaubnis geringer wurde ...). Dies lässt sich beispielhaft an einem Buch aufzeigen, das der Freiburger Fundamentaltheologe Magnus Striet zusammen mit dem Potsdamer Rabbiner Walter Homolka verfasste und das ganz im Zeichen des Dialogs von jüdischem und christlichem Glauben steht⁴. Um es vorweg zu nehmen: Die Lektüre dieses eher schmalen, aber sehr informativen Buches sollte allen Sonntagspredigern zur Pflicht gemacht werden!

Soteriologie, die trennt statt zu versöhnen

Das Buch der beiden Theologen ist gleich in mehreren Richtungen von großer Aktualität. Da ist zum einen die Frage, wieweit es ein "jüdisch-christliches Erbe" unserer europäischen Kultur gibt, eine Frage, die in letzter Zeit gerade von jüdischer Seite aufgeworfen wurde⁵. Zum anderen aber the-

matisiert das Buch unsere Frage, wie überzeugend im 21. Jahrhundert die überkommenen christologischen - und vor allem soteriologischen - Formeln, mit denen wir den Glauben "bekennen", überhaupt noch sein können.

Doch der Reihe nach! Zunächst einmal bleibt festzuhalten, dass eine zeitgemäße Theologie ohne Rückbesinnung auf den "historischen Jesus" nicht mehr möglich ist⁶. Dies gilt im Allgemeinen. Die wissenschaftlich fundierte Sicht auf ihn hilft aber zudem, eine jahrhundertelange Kluft zwischen Juden und Christen zu überbrücken. Homolka erläutert, für manchen Leser vielleicht überraschend, dass und wie im traditionellen Judentum, selbst im Talmud, Christus als Feind des Judentums gesehen wurde. Gewiss waren bittere geschichtliche Erfahrungen auf jüdischer Seite für ein derartiges Urteil ursächlich. Doch seit dem 18. Jahrhundert, so Homolka weiter, entdeckten in Folge der Aufklärung jüdische Gelehrte den Juden Jesus neu. Freilich bedeutete dies damals noch nicht, dass sich Juden- und Christentum wesentlich näher gekommen wären. Zu sehr trennte sie das sog. Substitutionsmodell, demzufolge die Kirche Israel als auserwähltes Volk abgelöst habe. Auch erwiesen sich Glaubensgrundsätze des Protestantismus als hinderlich für eine Annäherung: Die weitgehende Leugnung der Willensfreiheit durch Luther (gegen Erasmus) und die Alleingültigkeit der Gnade gegenüber den guten Werken standen (und stehen bis heute) im Wege⁷.

Die positive Klärung des Verhältnisses von Juden und Christen in Rückbesinnung auf den "historischen Jesus" ist das Eine. Noch bedeutsamer aber ist die Klärung der Frage, wieweit wir heute noch Denkmuster der hellenistischen Spätantike bezüglich Christologie und Soteriologie mehr oder weniger unkritisch in Katechese und Pastoral des 21. Jahrhunderts übernehmen können und dürfen. Ist die "Weitergabe des Glaubens" (eine Formulierung, die seit den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts die Religionspädagogik beherrscht) so überhaupt noch möglich?

⁴ Walter Homolka/Magnus Striet, Christologie auf dem Prüfstand, Freiburg i.Br. 2019. Ein paar Jahre zuvor war Striet freilich in seiner Argumentation noch vorsichtiger: Magnus Striet/Jan-Heiner Tück (Hg.), Erlösung auf Golgota? Der Opfertod Jesu im Streit der Interpretationen, Freiburg i.Br. 2012, S. 11-31. Auch die übrigen Beiträge des Buches betreten kaum neue Verstehenswege.

⁵ vgl. dazu meinen Aufsatz in: CIG 4/2019, S. 41f.

⁶ vgl. dazu die Kritik Striets an der (wissenschaftlicher Exegese oft widersprechenden) Christologie J. Ratzingers: Homolka/Striet, S. 113-121

⁷ Katholizismus und Calvinismus stehen daher, wie schon der Rabbiner Leo Baeck (1873-1956) wusste, dem Judentum näher. Vgl. Homolka/Striet, S. 62.

"Ethischer Monotheismus": Einladung, das Wesentliche neu zu überdenken

Magnus Striet sieht in den christologischen Formulierungen des 4. und 5. Jahrhunderts und in deren soteriologischen Folgerungen nicht nur ein Hindernis auf dem Weg zu jüdisch-christlicher Verständigung, sondern vor allem eine Erschwerung für die Akzeptanz des christlichen Glaubens in der modernen Gesellschaft. Striet plädiert an Stelle dessen für einen "ethischen Monotheismus", der den Glauben an den einen Gott und die Weisungen der Thora ins Zentrum stellt.

Was bedeutet dies alles in Bezug auf die überkommenen Vorstellungen von Erbsünde und Sühnetod? Soll man diese Begriffe einfach aus dem religiösen Vokabular streichen? Ich würde eher für eine Differenzierung und Neuinterpretation plädieren. Erbsünde, verstanden als Erbe von Adams Schuld, widerspricht seriöser Theologie, die um die historisch bedingte Entstehung von Glaubenssätzen weiß. Aber dass kein verantwortungsfähiger Mensch ohne eine zunächst unbewusste, aber immer wieder neu erfahrene Schuldverstrickung lebt, leben kann, lässt sich ehrlicherweise nicht leugnen. Es gibt kein bewusstes Menschsein ohne Schuld.

Was kann uns aus diesem Dilemma - Freiheit versus Schuldverstrickung - befreien? Sicher kein "Sühnetod" Jesu, der Gott, seinen Vater, wieder mit den Menschen hätte versöhnen müssen. Aber wir können die Frage nach der Bedeutung von Jesu qualvollem Tod neu zu überdenken versuchen. Wie auch immer wir die "Gottessohnschaft" Jesu im Glauben bekennen - auch hier könnte eine Rückbesinnung auf die jüdische Terminologie weiterführen: die besondere Nähe zu Gott.

Wenn sich Gott wahrhaftig in der Person des Jesus von Nazareth den Menschen in ihrem Leid und ihrer Schuldverfallenheit als ganz nah erweisen wollte, wenn er Jesus in der Kreuzesqual doch nicht verließ - Kern des Glaubens an seine Auferstehung -, ja, dann blieben Trost und Hoffnung auch für uns, die Menschen des 21. Jahrhunderts. Was die Betrachter des Isenheimer Altars - einst vor allem Todkranke ohne Hoffnung auf Heilung - und die andächtig-

gen Hörer der Matthäuspassion Bachs¹ wohl schon immer verspürten, in ihrer Verlassenheit doch von Gott nicht verlassen zu sein, das könnte auch uns im Blick auf Golgota zu Trost und Hoffnung werden: Nicht Angst, Verlassenheit und Tod hätten dann das letzte Wort, sondern Leben, Geist und Liebe.

Hermann Häring

Was ist Klerikalismus?

1. Teil Sakrale Macht

I. Ein vieldeutiger Kampfbegriff

Der Kampfbegriff „Klerikalismus“ wurde im 19. Jahrhundert im Streit um das Verhältnis von Staat und Kirche geprägt. Er zielte auf die öffentlichen Macht- und Rechtsansprüche kirchlicher Institutionen, die von den Klerikern vorgetragen wurden. Seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde der Begriff auf innerkirchliche Verhältnisse ausgeweitet. In diesem Fall zielt er auf die kritisierte Vorherrschaft von Klerikern gegenüber den Nichtklerikern, die im Kirchenrecht noch immer „Laien“ genannt werden.

Schon das 2. Vatikanische Konzil nahm diese Vorherrschaft zwar klar, doch im Grunde erfolglos ins Visier.² Neuerdings kommt Papst Franziskus auf Klerikalismus im Zusammenhang mit den Missbrauchsdebatten zu sprechen. Er geißelt die für ihn typischen *Untugenden eines Klerus*, der träge und selbstsüchtig geworden ist, allen Reformen Widerstand leistet und sich weigert, zu den Bedürftigen an die Ränder der

¹ Als Beispiel daraus sei auf den Choral "Wenn ich einmal soll scheiden" hingewiesen, vor allem auf die Zeilen: "... wenn mir am allerbängsten/ wird um das Herze sein,/ dann reiße mich aus den Ängsten/ kraft deiner Angst und Pein!

² Liturgiekonstitution 27, 31, 48; *Konstitution über die Kirche*, Kap. II und IV; *Dekret über das Apostolat der Laien*; *Pastoralkonstitution: Die Kirche in der Welt von heute*, passim.

Kirche zu gehen. Doch seine weiteren Ausführungen bleiben recht vage. Ähnlich wie Kardinal Reinhard Marx und andere Bischöfe zieht er sich auf moralisierende Kategorien wie Egozentrismus, Eitelkeit und Machtgier zurück. Natürlich spielen Macht und Überlegenheit im Rahmen sexueller Gewalttaten eine große Rolle. Wie aber kommen sie zustande, wie zeigen sie sich und wie können wir sie analysieren? Die genaueren Hintergründe bleiben unbestimmt. So lässt sich mit Klerikalismus zwar trefflich polemisieren, doch droht er, zu einem inhaltsleeren Schimpfwort zu verkommen. Man projiziert mit ihm Sündenböcke an die Wand, lenkt aber von den Ideen und Strukturen ab, aus denen sich der Klerikalismus speist. Solange sie nicht konkret benannt und verändert werden, ist auf keine Besserung zu hoffen. Gehen wir dem Begriff „Klerikalismus“ deshalb genauer nach.

I/1 Der staatspolitische Streit

Im 19. Jahrhundert erscheint der Klerikalismus als ein *staatspolitischer Kampfbegriff*.³ Liberale, Sozialisten und andere kirchenkritische Gruppen kämpfen gegen das Bestreben der katholischen Kirche, in Staat und Gesellschaft ihren Einfluss zu erhalten und ihre Überzeugungen durchzusetzen. In Frankreich lautet der klassische Gegenbegriff *Laizismus (laïcité)*, der seit 1910 das Verhältnis zwischen Kirche und Staat offiziell definiert, indem er jeden Einfluss der Kirche auf den Staat strikt unterbindet. In Preußen und im späteren deutschen Kaiserreich werden die klerikalen Interessen der Kirche im Kulturkampf (1871-1878) zurückgedrängt.

I/2 Die reformpolitische Absicht

Nachdem die politischen und konfessionellen Bedeutungen von Klerikalismus weitgehend verblasst waren, wird der Begriff in der jüngeren katholischen Reformdiskussion wiederbelebt. Jetzt signalisiert er weniger die „Grenzüberschreitung des Klerus in weltliche, vorwiegend politische Handlungsfelder“ (R. Bucher), sondern unge-rechtfertigte Macht- und Überlegenheitsansprüche von Klerikern oder klerikalen

Gruppen gegenüber den „einfachen“ Mitgliedern der eigenen Kirche, die offiziell „Laien“ genannt werden. Papst Franziskus fügte ihm als erster eine selbstkritische Qualität hinzu. Er identifiziert Klerikalismus mit Eitelkeit, einem narzisstischen Machtmissbrauch, dem Verrat an der christlichen Verkündigung und mitmenschlicher Solidarität.

Doch könnte diese Kritik schnell zu einem stumpfen Schwert werden. Denn genau gesehen enthüllt sich der real existierende Klerikalismus als ein hochkomplexes Phänomen. Wer ihm wirksam zu Leibe rücken will, muss neben den historischen und abstrakt theologischen auch strukturelle und allgemein soziologische Zusammenhänge analysieren. Und nur mit *komplexen Gegenstrategien* lassen sich die Missstände wirksam überwinden.

I/3 Der skandalöse Kontext

Durch die aktuellen Missbrauchsdebatten hat die Klerikalismuskritik einen neuen Höhepunkt erreicht. Seit 2010 wurde der Skandal immer offenkundiger. Zahllose römisch-katholische Kleriker haben abhängige Kinder und Jugendliche gedemütigt, vergewaltigt und ihnen lebenslange seelische Wunden zugefügt.

Die klerikalen Täter und Vertuscher waren Beichtväter und Seelenführer, Erzieher und Seelsorger, also spirituelle, religiöse und moralische Vertrauenspersonen, Repräsentanten einer Institution, die behauptet, im Namen Gottes zu sprechen. Nur in wenigen Fällen lassen sich ihre Verbrechen auf besondere sexuelle Prägungen, etwa auf Pädophilie reduzieren. Bei vielen wird eine unreife, durch den Zölibat unterdrückte Sexualität konstatiert. Es gibt keine Tradition von Supervisionen, vielmehr eine Tradition des Schweigens und Verschweigens. Zu fragen ist also: Welche *konkreten Bedingungen* begünstigen dieses Fehlverhalten so massiv, dass alle Basisregeln eines gegenseitigen Respekts außer Kraft gesetzt werden?⁴

Neuere Diskussionen nehmen neben den vital-sexuellen Antrieben die *Machtstellung* der Kleriker in den Blick, die gegenüber

³ Christopher Clark und Wolfram Kaiser (Hrsg.): *Kulturkampf in Europa im 19. Jahrhundert*. Leipziger Univ.-Verl., Leipzig 2003.

⁴ Der Kontext anderer Religionen und evangelischer Kirchen wird hier nicht berücksichtigt. In den evangelischen Kirchen Deutschlands wird etwa ein Drittel der „katholischen“ Verfehlungen vermutet.

jungen Menschen ein übergriffiges Verhalten begünstigt. Solche Kleriker⁵ handeln als moralische Vorbilder.

Ursprünglich, so könnte man meinen, hat Klerikalismus ja nur wenig mit Sexualverhalten zu tun, denn die Stellung der Kleriker erklärt sich gemeinhin aus ihrer ideellen Vorrangstellung in Kirche und Welt. Gemäß einem Bericht der Apostelgeschichte fiel dem Matthias das Apostelamt durch den Entscheid eines Loses zu (= κληρος, Apg 1,26). Dieses *Los* tat der Gemeinde den göttlichen Willen kund. Seit dem 2. Jahrhundert bürgert sich das entsprechende lateinische Wort *clerus* als Standesbezeichnung der kirchenleitenden Amtsträger ein. Gemäß dieser Erinnerung bildet der Klerus einen eigenen Stand, der sich auf Gottes besondere Erwählung berufen kann und sich von dem rein negativ bestimmten Stand der „Laien“ unterscheidet. Die Zölibatspflicht der römisch-katholischen Kirche hat den Klerus noch mehr erhöht, wie wir sehen werden, aber die Problematik dieses Lebensmodells nur noch verschärft.

I/4 Ein analytischer Blick

Auf den ersten Blick klingt Klerikalismus nach einem religiös motivierten Sachverhalt, der sich durch mehr Glauben und Selbstdisziplin in gute Bahnen lenken lässt. Doch das ist nicht der Fall. Wer den Klerikalismus verstehen will, muss die Lebensform begreifen, die den Klerikern schon vorgegeben ist. Dabei zeigt sich schnell das Phänomen der Männerbünde. Es taucht nicht nur in einfachen, sondern auch in höher organisierten, zumal in neuzeitlichen Gesellschaften auf. In patriarchal organisierten Kulturen erweist es sich als sehr stabil und in der römisch-katholischen Kirche wird es schließlich als ein Alleinstellungsmerkmal der Kirchenelite hoch in Ehren gehalten.

Helmut Waldmann fasst die Ergebnisse der Forschung zum Phänomen der Männerbünde schon 1988 in einem Artikel zusammen.⁶ Er beschreibt sie als Elitegruppie-

rungen mit einer sittlichen Ausnahmestellung, einer strengen inneren Gehorsamsstruktur, frauenfeindlichen Praxis und Mentalität sowie mit dem Bewusstsein göttlicher Auserwählung. Oft beziehen sie ihren Lebensunterhalt aus Schutzgeldern und Steuern.⁷ Historisch lässt sich ihre Entstehung schon in indogermanischen Bünden sowie in gnostisch-dualistischen Systemen der Antike verorten. Inzwischen ist, wie schon gesagt, der Klerikalismus in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Gewiss, seine Regeln haben in den untersten Rängen der katholischen Priesterschaft viele Konturen verloren, umso hartnäckiger halten sie sich in den höheren hierarchischen Rängen, also in den Kreisen der Bischöfe und Bischofskonferenzen, der übergeordneten Kardinalsgremien und in der römischen Kurie.

Im Kern, so meine These, kopieren die katholischen Kirchenstrukturen den Grundtypus des Männerbundes. Sie überhöhen ihn mit religiösen Theorien, stützen ihn mit biblischen Texten und nehmen dabei manche Verfälschung in Kauf. Man muss weder christlich sozialisiert noch theologisch beschlagen sein, um diese Zusammenhänge zu entdecken. Fragen wir also: Welche Rolle spielen die zahlreichen theologischen Argumente, mit denen die Kirche ihre klerikalen Strukturen schützend umgibt? Wie konnte es dazu kommen, dass ausgerechnet diese fragwürdige Lebensform zu einer privilegierten *Sonderform christlicher Existenz* erhoben wurde? Und wie gehen wir damit um?

II. Wie Männerbund und Klerikalismus zusammenhängen

Anhand von acht Bausteinen möchte ich zeigen, wie Männerbünde und der Klerikalismus zusammengehören und für die aktuelle Kirchenkrise entscheidend sind. Die Merkmale lauten:

terbuch des Christentums, Gütersloh/Zürich 1988, 763f.

⁵ Zur Diskussion stehen nicht nur Priester, sondern bisweilen auch andere Männer in seelsorgerlichen oder pädagogischen Funktionen, etwa Ordensleute, die im Rahmen als Präfekten in Internaten arbeiteten.

⁶ Helmut Waldmann, *Männerbünde*, in: V. Drehsen, H. Häring, K.-J. Kuschel, H. Siemers (Hgg.), *Wör-*

⁷ Weitere Literatur: Helmut Blazek, *Männerbünde. Eine Geschichte von Faszination und Macht*, Berlin 1999; Ulrike Brunotte, *Zwischen Eros und Krieg. Männerbund und Ritual in der Moderne*, Berlin 2004; Jürgen Reulecke, *„Ich möchte einer werden, so wie die ...“ Männerbünde im 20. Jahrhundert*, Frankfurt/NewYork 2001.

(1) Selbstlegitimation, (2) besondere Funktion, (3) sakrale Macht, (4) Intransparenz, (5) Tradition, (6) Selbstdarstellung, (7) Recht und Ordnung, (8) Sexualität.

II/1 Baustein 1: Sich Legitimationen verschaffen

Fundament: Archaische Kampfstruktur

Auf den ersten Blick stellen Männerbünde eine sehr menschliche Gemeinschaftsform dar. Sie bilden ihre eigene Logik aus, fühlen sich dem alltäglichen Lebens- und Weltbewusstsein überlegen und tendieren auf ihren Handlungsgebieten dazu, sich zu ver selbständigen. Es können primitive Kriegerhorden oder Räuberbanden sein, mittelalterliche Ritterbünde, neuzeitliche Vereinigungen von Freimaurern, Studenten oder Militärs, die zeitgenössischen Fangemeinden von Fußballclubs. Sie scharen sich um bestimmte Ziele, erfüllen begeistert ihre Aufgaben, fühlen sich oft zu einer besonderen *Sendung* auserwählt.

Dabei bilden sie unverwechselbare Lebensstile und Verhaltensweisen aus. Wie von selbst entsteht eine eigene Art der Kommunikation und Kommandostruktur. Dazu gehören eine straffe Hierarchie und eine mentale Gleichschaltung. Auffällig ist die Kontrolle des sexuellen Verhaltens. In verschiedener Intensität immunisieren sie sich gegen hetero- und homosexuelle Irritationen, da sie auf ihre Lebensweise anarchisch wirken. Gerne stärken sie den Zusammenhalt durch eigene Rituale und eine uniformierte Kleidung. Die so stabilisierte Identität wird in unerschütterlich resistenten Idealen verankert, für die die gesamte Gruppe als geschlossene Einheit steht. Deshalb genießen die klar definierten Verhaltensregeln immer unbedingte Priorität gegenüber abweichenden Tendenzen; der Dissident wird nicht geduldet.

Soweit die umfassende Charakteristik dieser autoritären Lebensform. Sie ist von einer archaischen Kampfmentalität geprägt und funktioniert nur durch die gemeinsame Präsenz und Interaktion ihrer einzelnen Elemente. Erst gemeinsam schaffen diese Bünde einen stabilen, in sich stimmigen, dann aber äußerst resistenten Mechanismus. In der Gegenwart haben sich Bedeutung und Akzeptanz von Männerbünden tiefgreifend verändert, aber nicht auf-

gelöst. Ihr Bild von Mensch und Welt stehen im Widerspruch zu den Menschenrechten und einer demokratischen Gesellschaft.

Überbau: Apostolischer Ursprung

Die Existenz von Männerbünden in der römisch-katholischen Kirche ist offenkundig; nach kirchlichem Selbstverständnis werden sie alle im maßgebenden Elitebund der Bischöfe grundgelegt. Auch er hat eine Sprache entwickelt, der ihm seine eigene Legitimation verschafft. Die katholische Glaubenssprache formuliert es so: Die Kirche ist von Jesus Christus gestiftet und auf dem *Fundament der Apostel* erbaut (vgl. Eph 2,20). Genau besehen ist dies keine historische Information, sondern der metaphorische Ausdruck einer inneren Legitimation: Die Kirche und ihre Grundstruktur verdanken ihre Existenz der Botschaft und dem Lebensgeschick Jesu. Sie weiß sich für immer so auf Christus verpflichtet, wie sie von den Aposteln den Bischöfen als deren Nachfolgern überliefert wurde. Das gilt als eine unverzichtbare Bedingung ihrer Identität. Diese Behauptung muss nicht unbedingt falsch sein, doch der spätere Klerikalismus hat diese Ur-Überzeugung mehrfach *verkürzt*: Sie macht aus der Gründung der Kirche durch Jesus Christus ein historisches Ereignis und definiert die „apostolische Nachfolge“ der Bischöfe als eine rechtlich verbürgte Vollmacht, die durch lückenlose Ketten von Handauflegungen weitergegeben wird. Schließlich blendet sie konsequent die wohlbekannten historischen und kulturellen Kontexte aus, die dieses Modell relativieren. Dazu gehört das von Paulus präsentierte Gegenmodell einer charismatischen Kirchenordnung, die gerade kein Amtsmonopol zulässt, sondern aus der funktionalen Interaktion verschiedenster Kompetenzen lebt (1 Kor 12, 13). Insbesondere ist daran zu erinnern, dass in der Spätantike zum Modell der Bischofskirche noch die Wahl- und Kontrollrechte durch die Gemeinden gehörten.

Heute sind sie aus gültigen Kirchenordnungen eliminiert. Stattdessen haben sich streng autoritäre Elemente durchgesetzt und die theologischen Argumente wurden entgegen jeder historischen Einsicht bis hin zum 1. Vatikanum (1870) massiv überhöht. Heute gilt – ganz nach Art von Männerbünden – ein Mythos vom göttlichen Ursprung des bischöflichen und selbst des

päpstlichen Amtes; er wird mit dem Begriff „apostolisch“ umschrieben. Zunächst war damit die Treue gegenüber der ursprünglichen biblischen Lehre gemeint, die man durchaus kontrollieren konnte. Heute verleiht dieser Ehrentitel den Bischöfen, den „Nachfolgern der Apostel“, eine unberührbare Würde; er ist von einem Kriterium zu einem Machtanspruch mutiert. Ein archaisch männerbündisches Denken hat die ursprüngliche Idee verfälscht und den Sieg davongetragen.

Gegen diesen totalitären Ansatz setzte das 2. Vatikanische Konzil ein kritisches Gegengewicht; in seiner Kirchenkonstitution ging es im 2. Kapitel vom „Gottesvolk“ aus, fiel im folgenden Kapitel aber ungerührt auf die alten Vorstellungen von einer hierarchisch autoritären Kirchenstruktur zurück. An diesem Widerspruch leidet die Kirche bis heute.

II/2 Baustein 2: Besondere Funktion übernehmen

Fundament: Elitäre Überordnung

Männerbünde begründen ihre außerordentlichen Verzichtleistungen (Gehorsam, absolute Hingabe an ein Ideal, besondere Anstrengungen) damit, dass sie zu einer außerordentlichen Aufgabe berufen sind. Dazu gehören der Schutz oder die Errettung einer Gemeinschaft oder eines Volkes, die Verwirklichung eines Ideals, die Bewachung eines Heiligtums oder die Wahrung eines wichtigen Gelöbnisses. Diese Berufung geschieht durch eine höhere Macht, die den Männerbund zugleich *unangreifbar* macht und über andere erhebt.

Diese außerordentlichen existentiellen Einschränkungen und Verzichtleistungen gelten für die Legitimität der Sendung als unverzichtbar. Genau diese höchst undemokratische Zweiteilung der Gesellschaft in Eliten und eine „normale Gesellschaft“ ist in Verruf geraten. Gewiss benötigt eine hoch differenzierte und technisierte Gesellschaft mehr denn je politische, moralische, wissenschaftliche und künstlerische Eliten und faktisch wird es zum Wohl der Gesamtheit immer Machteliten, Bildungseliten und Leistungseliten geben. Aber der Anspruch, zu einer Elite zu gehören, ist funktional, durch Kompetenz und Leistung zu begründen.

Überbau: Klerus und „Laien“

Man kann es durchaus verstehen: Die junge Kirche breitete sich in kürzester Zeit im ganzen römischen Imperium aus. Sie brauchte starke Strukturen, sonst hätte sich ihre Einheit bald im Chaos verschiedenster Rituale, Überzeugungen und ethnischer Sitten aufgelöst. Doch schon bald konnte der „Klerus“ eine starke Amtsstruktur etablieren, die die Kernidentität dieser neuen Großgemeinschaft erkennbar und stabil machte. Schon im 2. Jahrhundert ist vom „Klerus“, also einer Klasse von Amtsträgern die Rede, dem die „Laien“ (die zum Volk Gehörigen) gegenüberstehen. Im Laufe der Jahrhunderte führt diese Zweiteilung in der Kirche zwischen einer elitären Gruppe und dem gemeinen Volk zu einem erstrangigen Faktor ihrer Stabilität.⁸

Natürlich sollten wir dieses mittelalterliche Ordnungsmodell nicht zu schnell mit der aktuellen klerikalen Struktur vergleichen. Denn wie wir schon sahen: Bis ins frühe Mittelalter hinein gab es noch starke demokratische Strukturen; außerdem fielen auch den „Laien“ mit ihren säkularen Ämtern immer wieder besondere Aufgaben innerhalb der Kirche zu, gleich ob es Fürsten oder feudale Herren, Wissenschaftler oder die Repräsentanten wissenschaftlicher oder karitativer Institutionen waren. Doch seit dem Hochmittelalter wurde der Klerus im Sinne einer Ständegesellschaft auch von seiner hervorragenden gesellschaftlichen Stellung her definiert. Um 1140 spricht das *Decretum Gratiani* von „zwei Arten von Christen“. Die einen nennt es „Geistliche“ und beschreibt sie als „Könige“, die sich selbst und die anderen regieren. Die anderen sind die „Laien“, denen die Heirat zugestanden ist.

Seit dieser Zeit funktioniert die katholische Kirche mit und auf Grund dieser Bruchlinie. Faktisch wurde der Elitedanke der feudalen Männergesellschaft übernommen. Mit der Ordination zum Bischof (oder Priester) wurden jetzt besondere Vollmachten übertragen, die den funktionalen Auftrag etwa zur Gemeindeleitung oder zur Leitung einer Ordensgemeinschaft deutlich überragten. Innerkirchlich verblasste die Taufe gegenüber der Ordination und neue Rechtsregelungen bestimmten wie

⁸ Eugen Drewermann, *Kleriker: Psychogramm eines Ideals*, Olten 1990.

selbstverständlich die Mentalität; man hielt gegenüber den „Laien“ zusammen. In der spätantiken Kirche (genauer: gemäß Kanon 6 des Konzils von Chalkedon, 451) war wenigstens noch klar: Amtsträger konnten nur für eine bestimmte Diözese oder Gemeinde ordiniert werden; ihre Wahl durch die Betroffenen wurde vorausgesetzt. Die 3. Lateransynode (1179) hebt diese Bestimmung faktisch auf. Jetzt wird man nicht mehr zum Leiter eines Bistums oder einer Gemeinde, sondern zum Priester an sich geweiht: „Das Paket ist geschnürt; der Geweihte wartet nur noch darauf, wo ihn sein Bischof als Priester einsetzt.“⁹ Tertullian (gest. nach 220) konnte noch erklären, dass bei Abwesenheit von Ordinierten ein Laie die Eucharistie feiern kann. Die 4. Lateransynode (1215) legt hingegen fest, dass nur diese geweihten Priester die Eucharistie gültig feiern können.¹⁰ Diese Haltung hat die Mitglieder des Klerus nahezu unangreifbar gemacht.

II/3 Baustein 3: Sakrale Macht

Fundament: Heiligkeit schafft Unterordnung

In der Regel widmen sich Männerbünde einer „heiligen“ Aufgabe, die allen weltlichen Zusammenhängen überlegen ist. Oft unausgesprochen führt sie zur Unantastbarkeit der Männerbündler und entrückt sie, Gralshütern vergleichbar, in unnahbare Höhen. Dies gilt für das spätantik-byzantinische und das mittelalterliche Kaisertum ebenso wie für die König- und Fürstentümer bis zur Wende zum 20. Jahrhundert. Kein Wunder, dass es in den Kirchen, wie wir sehen werden, auch seine Spuren hinterließ.

In der Regel wird die Bedeutung der Sakralität für das gegenwärtige Zusammenleben unterschätzt.¹¹ Sakrale Hintergründe werden meist verschwiegen; sie äußern sich als Tabus, d.h. als Überzeugungen, über die man nicht sprechen darf. Eklatant wurde dies in der Nacht vom 14. zum 15. April 2019 beim Großbrand von Notre-Dame in

Paris, als ganz Paris, die säkularisierte Stadt schlechthin, unter Schock stand. Gefühle brachen durch, die seit Jahrzehnten verbannt waren, gleich ob man diese Kathedrale jetzt beschrieb als das Herz von Paris, das Symbol für die große Nation, oder als den Brennpunkt des französischen Christentums. Es scheint, als sei für diesen Augenblick das Gefühl für ein Heiliges ausgebrochen, das nicht mehr in der Kirche, sondern in den abgedunkelten Tiefen der französischen Identität zu Hause sei, während Kirche und Christentum nur noch eine verschlissene, missbrauchte, weithin abgelehnte Identität des Heiligen verwalten.

Überbau: Sakrale Ämter

Im frühen Christentum herrschte zunächst ein anderer Ton. Paulus beschrieb die kirchlichen Ämter noch recht nüchtern, in säkularen Kategorien, und bezog sie auf bestimmte, durchaus menschliche Kompetenzen. In der frühen Kirche bildeten sich kollektive, bald auch individuelle Ämter der *Gemeindeleitung* heraus, gleich ob sie nach jüdischem Modell als Älteste (Presbyter) oder nach hellenistischem Modell als Aufseher (Episkopen/Bischöfe) agierten. Diese Gemeindeleitung koordinierte und integrierte alle innerkirchlichen Aufgaben. Natürlich gehörte dazu auch die Leitung liturgischer Feiern, insbesondere der Eucharistie.

Ein Umschwung trat wohl gegen Ende des 4. Jahrhunderts ein, als die kirchlichen Leitungsämter stärker auf den Vorsitz in der Eucharistie bezogen wurden.¹² Bischofs- und Priesteramt wurden sakralisiert; jetzt ist die Rede vom priesterlichen Amt sowie einer damit verbundenen sakralen Würde. In der Kirche des Westens ändert sich spätestens seit dem 11. Jahrhundert auch das Verständnis der Eucharistie. Jetzt geht es nicht mehr um den „mystischen“, sondern um den „realen“ Leib Christi, in den der Priester das Brot und den Wein auf eine geradezu physische Weise verwandelt (die Theologie spricht von „Transsubstantiation“). Damit kommt dem Bischof und dem Priester eine geradezu übernatürliche Vollmacht zu, die ihn him-

⁹ E. Schillebeeckx, *Kerkelijk ambt. Voorgangers in de gemeente van Jesus Christus*, Bloemendaal 1980, 63.

¹⁰ Schillebeeckx, 61.

¹¹ Hans Joas, *Die Macht des Heiligen. Eine Alternative zur Geschichte von der Entzauberung* Berlin 2017.

¹² E. Schillebeeckx, *Kerkelijk ambt. Voorgangers in de gemeente van Jesus Christus*, Bloemendaal 1980, ders. *Pleidooi voor mensen in de kerk. Christelijke identiteit en ambten in de kerk*, Baarn 1985.

melweit vom Laien unterscheidet. Jetzt steht nicht mehr der Eucharistie vor, wer in das Amt der Gemeindeleitung gewählt ist. Vielmehr kann der Bischof nur eine Person zum Gemeindeleiter ernennen, die zuvor schon zum Priester geweiht ist. Diese Umkehrung der ursprünglichen Verhältnisse ist gängige Praxis bis heute. Zum Schaden der späteren Entwicklung weist das Konzil von Trient Luthers biblisch begründete Kritik auch an diesem klerikalen Missstand zurück.

Zu nennen ist ferner ein Hintergrundfaktor, der diese Entwicklung nachhaltig unterstützt. Seitdem die Bischöfe an der sakralen Macht des byzantinischen Kaisers teilhaben (bis heute tragen sie den imperialen Purpur des kaiserlichen Hofes), treiben sie ein Bild vom Heiligen voran, das stark an politische Hoheit und Macht gebunden und schließlich davon bestimmt wird. Die Dynamik dieser Verfälschung wirkt bis heute in einem triumphalistischen Kirchenbild nach. Im Grunde macht sie es unmöglich, dass sich das Gottesvolk als Einheit verwirklichen kann.

Auch hier haben der Wojtyła- und der Ratzinger-Papst die erneuernden Impulse des 2. Vatikanischen Konzils enorm geschwächt. Die auf dem Konzil entdeckte Polarität von Wort und Sakrament wurde zurückgedrängt und das Kirchenbild wurde wieder auf den *sakramentalen und eucharistischen Charakter der Kirche* fixiert. Wie sehr diese geheiligte Macht das respektvolle Verhältnis von Klerikern zu „Laien“ untergräbt, wird noch zu besprechen sein.

II/4 Baustein 4: Geschlossen und intransparent kommunizieren

Fundament: Esoterisches Herrschaftswissen

Die Sonderbefugnisse und das Sonderwissen eines Männerbundes führen zu einem internen Austausch von Wissen, Erfahrungen und Handlungsmodellen, der abgeschirmt, intern gesteuert und auf die Gruppe begrenzt ist. Männerbünde räumen ihrem *Insiderwissen*, ihren eigenen Überzeugungen und Denkstrukturen unbedingte Priorität ein. Oft stärken sie ihre Identität durch geheime Rituale der Initiation.

Dieser ständige Einschluss in eigene Zirkel führt zu geschlossenen, wenn nicht gar

verschlossenen Gesprächskulturen. Eine interne Selbstbestätigung und eine zirkelhafte Selbstverteidigung bekommen die Oberhand. Die Bereitschaft zur Rechenschaft nach außen zur Korrektur nach innen wird massiv reduziert. So entstehen *Resonanzräume* der Selbstbestätigung.

Geheim- oder Sonderwissen gibt es heute mehr denn je, nur wird es heute nicht mehr von seinen Wissensträgern definiert. Die Wissenschaften gehen schon immer mit der Erfahrung um, dass sie mehr wissen als ihre Umwelt. Das hängt mit dem ständigen Wissenserwerb und einem allgemeinen Bildungsgefälle zusammen. Aber niemand ist mehr fähig, den gesamten Wissensstand einer Kultur, gar der gesamten Welt zu übersehen. *Geheimwissen* kann da geboten und sinnvoll sein, wo die Privatsphäre von Personen zu schützen ist. Doch ist heute eine auf Transparenz bedachte dynamische Gesellschaft dazu verpflichtet, einen verantwortbaren Ausgleich zwischen Geheimnisschutz und Geheimniskontrolle zu finden.

Angesichts der Digitalisierung der Gesellschaft hat ein ausgewogenes Verhältnis von vertraulichem und öffentlich zugänglichem Wissen eine hohe Bedeutung erreicht. Einerseits ist die private Sphäre von Menschen streng zu schützen. Das gilt für biografische Angaben, persönliche Beziehungen, Angaben zu Verhalten und Gesundheit von Menschen. Schließlich haben sich die Ausmaße von unkontrolliertem Herrschaftswissen stark *erweitert*, qualitativ verlagert und eine hohe politische Brisanz erreicht. Andererseits stehen zivile Gesellschaft, Politik und Wissenschaften unter einer enormen Pflicht zu Transparenz. In Wissenschaft, gesellschaftlichem und politischem Handeln hat sie eine neue Dringlichkeit erreicht. Denn was die Wissenschaften denken und planen, welche Machträume sie besetzen und wie sie mit äußeren Bedrohungen umgehen, das alles muss zum öffentlichen Wissen werden, weil es alle Menschen betrifft.

Überbau: Kultur kirchlicher Geheimhaltung

Geheimhaltung spielt in klerikalen Kreisen eine enorme Rolle. Die Hierarchie versteht sich kraft ihrer Amtsgnade als eine Gruppe, die in besonderer Weise *vom Hl. Geist er-*

leuchtet ist. Ihre Überzeugung lautet: Letztlich können nur wir die christliche Lehre, die Lebensregeln der Kirche und die Kritik an unseren Entscheidungen gültig beurteilen. Zwar werden wir unsere Meinung zu diesen Kernbereichen unablässig propagieren, erklären und Loyalität einfordern, doch wir sind zu keiner Rechenschaft verpflichtet. Als die deutschen Bischöfe von 2011-2015 mit dem Kirchenvolk einen umfassenden (übrigens erfolglosen) „Gesprächsprozess“ organisierten, wurde der anspruchsvollere Begriff des Dialoges sorgfältig vermieden; man stand mit denen da unten nicht auf einer Stufe.

Das Problem besteht also in der kontinuierlichen *Kommunikation* zwischen „oben“ und „unten“ und kommunikative Blockaden dienen den Interessen der elitären, sich apostolisch nennenden Klasse. Denn alles exklusive Wissen und alle exklusiven Beschlussfassungen, alle Kenntnis privater Tatbestände und Problemlagen bedeutet hierarchisches Herrschafts- und Kontrollwissen. Faktisch führen die geschlossenen Resonanzräume, in die sich die Hierarchie ständig zurückzieht, zu einer hohen Intransparenz. Die *Teilnahme* an den Diskussionen und Vorbereitungen von Beschlüssen, an der Ernennung von Bischöfen und anderen wichtigen Ämtern, also eine inhaltlich nachvollziehbare Partizipation ist praktisch *unmöglich*.

Exkurs: Vertuschung der Missbrauchsfälle

Einen hohen Stellenwert hat das Ausmaß der Vorgänge, die unter die vielfältigen *Siegel der Verschwiegenheit* gestellt sind. Gemeint sind Eide, die das Kirchenrecht mit unterschiedlichen Strafen, bis hin zur Strafe der Exkommunikation versieht. In der Regel werden angehende Kleriker zu Spezialisten des Schweigens und Verschweigens erzogen. Wie schwer sich die Hierarchen mit einem offenen Umgang tun, zeigt das hartnäckige Schweigen der Bischöfe und Roms in Sachen Missbrauch. Hunderte, wenn nicht gar Tausende von straffälligen Priestern wurden seit den 1950er Jahren in neue Gemeinden versetzt, ohne die Öffentlichkeit über die Vorgänge zu informieren. Ab 2010 ließ Joseph Ratzinger alle Missbräuche der Weltkirche unter höchstem Siegel der Verschwiegenheit nach Rom melden, ohne selbst aktiv zu werden. Hätte

ein Bischof offen geredet, wäre er automatisch exkommuniziert gewesen. So entstanden *Mauern des Schweigens*, der Missachtung und der Furcht vor dem offenen Wort. Mit christlicher Menschenfreundlichkeit hat das wenig, mit menschenfeindlichem Klerikalismus sehr viel zu tun.

Zur Tabuisierung dieser verabscheuungswürdigen und strafrelevanten Vorgänge kommen weitere Tabus hinzu: innerkirchliche Finanzverhältnisse, die Ernennung von Pfarrern, die Vorbereitung von Bischofsernennungen, die Ablehnung der Berufung auf theologische Lehrstühle, die gesamte Personalpolitik einer Diözese. Doch am verletzlichsten bleibt die Hierarchie wegen der Sexualfeindlichkeit des Klerikalismus, zumal diese am engsten mit ihrer spezifischen Machtausübung verknüpft ist. Deshalb schwächt in den vergangenen Jahrzehnten seinen Einfluss nichts so sehr wie der dramatische Rückgang von Beichten, über die der Klerus seine Macht über Seele *und* Leib geltend machen konnte.

II/5 Baustein 5: Traditionen schaffen

Fundament: Identitätsstiftende Erzählung

Alle großen geistigen Bewegungen der Welt, die Weltreligionen eingeschlossen, leben aus Erinnerungen und Gründungserzählungen, in denen die Identität von Menschen beschlossen liegt. Hier sei dahingestellt, ob sich diese Erinnerungen nachweislich auf chronologisch Vergangenes richten oder „nur“ auf elementare Grunderfahrungen, die in vergangene Ereignisse, Geschichten, Mythen oder Symbole projiziert werden, in denen sich fundamentale Grundorientierungen verdichten.

Auch die Gründungserzählungen von Männerbünden greifen immer zurück auf vergangene Ereignisse, die ihren besonderen Auftrag begründen. Damit legitimieren diese Bünde ihr eigenes Verhalten. Oft mögen diese Erinnerungen in bestimmten Symbolen geronnen sein; man denke an Winkelmaß und Zirkel der Freimaurer, die eine ausufernde Deutung erfahren.¹³ Sie spiegeln das Denken von Höhlenbewohnern,

¹³ https://freimaurer-wiki.de/index.php/Traktat:_Winkelmaß_und_Zirkel

von chinesischer und ägyptischer Weisheit, lenken das Gedächtnis auf große Baumeister und Bauzeugnisse von Mittelalter, Renaissance und Barock, gelten - gemäß der Interpretation von Freimaurern - als „Werkzeuge des freien Menschen“, der seine Lebensräume vermessen kann. Sie erinnern an Himmel (Zirkel) und Erde (Winkelmaß). Es sind die Zeichen für lebensnotwendige Erinnerungen, die das kirchlich verkettete Wissen als „esoterisches“ Wissen (= „Geheimwissen“) tradieren bis in eine Gegenwart hinein, die arm an Weisheit und Tugend geworden ist.

Gleich aus welchen Gründen und in welchen Kontexten solche Erinnerungen entstanden sind, in ihnen werden wichtige *Gewohnheiten*, Normen, Haltungen als orientierende Traditionen erzählt. Selbst der arische, geschichts- und ruchlose Rassismus wurde in germanische Urzeiten verlegt und zynisch mit der altehrwürdigen Swastika tabuisiert. Immer gilt ein unreligiöses Gesetz: Was heute gilt, muss schon gewesen sein. Aus diesem Grund spielen Tradition und Traditionen bis heute auch in den Religionen eine so wichtige und normschöpfende Rolle. Neuerdings wurde ihre enorme weltpolitische Bedeutung wieder in Diskussion gebracht.¹⁴

Durch historisch aufklärende und ideologiekritische Rückblicke sind viele *identitätsstiftende Traditionen* in die Krise geraten. Auch Traditionen sind kein unantastbares Vermächtnis; auch sie werden „gemacht“. Dennoch sind sie für die Identitätsbildung von Kulturen und innerhalb ihrer unverzichtbar. Die Männerbünde haben sich diese Funktion zunutze gemacht.

Überbau: Schrift und Tradition

Angesichts der Reformation und unter dem Druck historischer Erkenntnisse ist der „apostolische“ Glaube, wie die katholische Kirche ihn versteht, in Kritik geraten. Die klerikale Handschrift des *zentralisierten Kirchensystems* mit einem kontrollierenden, gegebenenfalls unfehlbaren Lehramt führt zur Frage: Darf eine christliche Kirche die biblischen Grundaussagen des christlichen Glaubens nach eigener Einsicht ändern, ergänzen oder ignorieren?

Darf sie also Traditionen eine bleibende Gültigkeit zusprechen, die von der Schrift her nicht gerechtfertigt sind?

Sehen wir einmal von einer allgemeinen (und gewiss unbiblischen) Berufung auf den Heiligen Geist ab, erschöpft sich die offizielle Antwort der Hierarchie in der Weigerung, sich bedingungslos auf kritische Argumentationen einzulassen. Faktisch hütet die klerikale Elite ihre Lehrvollmacht als ihren wertvollsten Augapfel, denn das Zugeständnis von Lehrkorrekturen würde zu einer tiefen klerikalen Erschütterung führen. Aus Gründen der *Selbsterhaltung* besteht sie auf ihrer uneingeschränkten Lehrkompetenz. Dafür gibt es zahllose Beispiele. Gemäß offiziell gültiger Doktrin

- ist das strenge Verbot der künstlichen Geburtenregelung gültig, weil es in der Vergangenheit galt (vgl. *Humanae Vitae* 1968),
- beharrt Rom auf dem Ordinationsverbot von Frauen, weil frühere Jahrhunderte darauf beharrten (vgl. *Ordination Sacerdotalis* 1994),
- werden nichtkatholische Ehepartner/innen von der Kommunion ausgeschlossen, weil dies früher der Fall war (vgl. verbreitete Argumentation auf den *Bischofssynoden 2014/15*),
- beharrt man auf der schriftfremden *Transsubstantiationslehre*, weil sie 1215 auf einer Lateransynode definiert und 1551 auf dem Konzil von Trient unfehlbar[?] bestätigt wurde,
- besteht man rigoros auf der *Unauflöslichkeit der Ehe*, weil sie 1563 in Trient vermeintlich definiert wurde,
- wird *homosexuelles* Handeln als sündig eingestuft, weil die klerikale Lehrelite dies in früheren Jahrhunderten so getan hat.

So ist die offiziell gültige katholische Dogmenhermeneutik faktisch zu einer Maschinerie klerikaler *Selbstbestätigung* verkommen. Nie wird die Frage gestellt, unter welchen Voraussetzungen solche Definitionen zustande kamen. Der Glaubenssinn des Volkes bleibt ausgeblendet, stattdessen höchstens als religiöses Unwissen oder kirchliche Unbotmäßigkeit diskriminiert.

¹⁴ Samuel P. Huntington, *Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert*, München 1996.

Leo Karrer

Moralisches "Grounding" der Kirche?

(Plädoyer für Trotzdem-Treue)

1. Missbrauchsskandal

Zur Zeit (21.-24. Februar 2019) diskutieren 190 hochrangige Geistliche der katholischen Kirche auf Geheiß des Papstes über den Schutz von Minderjährigen in der Kirche. Es ist das erste Treffen dieser Art und deshalb von hoher symbolischer Bedeutung. Entscheidend wird aber, ob die Verantwortlichen angesichts der schockierenden weltweiten Skandale den Mut zu konkreten Maßnahmen und zu Reformen im geschichtlich gewachsenen System der katholischen Kirche aufbringen.

Das klerikale Machtsystem der Kirche selber ist in erschütternden Misskredit geraten. Ist die Kirche durch ihr System sozusagen in eigene Fallen geraten? Sie hat sich selbst in ein moralisches Grounding gestürzt. Das löst Wut, Betroffenheit und lähmende Hilflosigkeit aus. Der Skandal um den Missbrauch von Kindern und Nonnen signalisiert einen umfassenderen Reformbedarf.

2. "Rote Karten"?

Die Kirche steckt schon länger im Sog von schwelenden Um-Brüchen und Krisen, die viele erschüttern, denen eine glaubwürdige Kirche am Herzen liegt. In den vergangenen Jahrzehnten sind in der Öffentlichkeit von der besorgten kirchlichen Basis so viele rote Karten an die Kirchenleitung in Rom gezogen worden, wie dies in meiner Jugendzeit kaum denkbar gewesen wäre. Allerdings stellen nun die Vorgänge um die Missbrauchsfälle alles in den Schatten. Man spricht von einem Supergau der katholischen Kirche. Dabei handelt es sich nicht nur um interne Spannungen zwischen progressiven und konservativen Lagern in der Kirche, die es ja immer geben wird. Vielmehr hat die Kirche in ihrem Macht-Apparat die moralische Glaubwürdigkeit verloren. Man kann nicht dauernd die ethischen Höchstpreise an die Welt verkünden, ohne

diese Grundsätze im eigenen Bereich selber zu praktizieren und zu leben. Es wird verständlich, warum die mediale Öffentlichkeit z.T. so unerbittlich und hämisch reagiert. Denn man verübelt der Kirche, dass sie die hehren Prinzipien der eigenen Soziallehre nicht ernst nimmt. Das betrifft auch andere Bereiche wie z.B. Menschenrechte, Gleichberechtigung, demokratische Partizipation, Subsidiarität usw. Können Konfliktthesen erklären helfen?

3. Zivilgesellschaft: Quartiermeisterin für die Kirche

Man darf nicht vergessen, dass seit dem Konzil (1962-1965) in kurzer Zeit ein weiter Weg beschritten worden ist. Es war auch ein charismatischer Prozess, in dem sich die Kirche als "Volk Gottes" zu begreifen lernte. Es war ein Aufbruch der kirchlichen Basis.

Immer mehr zeigte sich, dass die Kirche keine geschichtslose und ideale "societas perfecta" (vollkommene Gesellschaft) ist. Durch das Konzil lernte die Kirche, über sich selber nachzudenken und zwar im gesellschaftlichen Kontext. Eine hochdifferenzierte und individualisierte (z.T. singularisierte und damit auch desolidarisierende) Gesellschaft mit ihrer Macht und ihren Normen, aber auch mit ihrer Brüchigkeit und mit ihrer Brutalität sowie mit ihrer medialen Öffentlichkeit ist zur maßgeblichen Quartiermeisterin auch für die Kirche geworden. Rückzüge in eine vermeintlich heile Welt und in klerikale Reviere nützen nichts und heilen noch weniger. Wenn z.B. Gleichstellung von Mann und Frau, Partizipation, demokratische Entscheidungsfindung, Gewaltentrennung, Menschenrechte und faire Konfliktverfahren selbstverständliche Normen geworden sind, auch wenn man ihnen in der Praxis oft nicht die Ehre antut, dann schafft das unüberwindliche Spannungen zum geltenden kirchlichen Rechtssystem. Dieses kommt für viele Menschen daher mit einem tiefen Argwohn gegenüber dem freiheitsliebenden Denken und dem autonomen Gewissen sowie der Leiblichkeit mit der Vitalität und der Sexualität des Menschen. Zudem ist die Kirche zentralistisch übersteuert und patriarchal strukturiert. Die interne Kommunikation verläuft mit der medialen Ästhetik eines Hofzeremoniells nur von oben nach unten. Und an jedem Hof genießen Denunzianten

mehr Gehör als die Denunzierten Schutz. In der Logik des Systems werden nicht zuerst pastoral und kommunikativ kompetente Leute, sondern Systemloyale mit z.T. erheblichen menschlichen Insuffizienzen in Linienpositionen berufen, wie Bischofsernennungen schmerzlich zeigen, die den Bistümern den Frieden und die Freude kosten.

Die aktuellen Spannungen in der Innenarchitektur unserer Kirche belegen, dass die Kirche sich in einer differenzierten und pluralistisch gewordenen Zivilgesellschaft mit ihren sich beschleunigenden Interessenkonflikten befindet sowie in einem tiefgreifenden Umbruch. Was ist damit gemeint? Das Verständnis von Kirche und die Vorstellungen über die Kirche haben sich intern vervielfacht und atomisiert. Diese dynamisierenden Bewusstseinschübe haben den früher monolithischen Binnenraum der Kirche enthärtet und selber pluralisiert. Vervielfacht haben sich gleichzeitig die Konzepte des pastoralen Handelns. Zudem: in den letzten Jahren sind – unter dem Druck des Priester- bzw. Personal mangels und z.T. infolge des Geldmangels – auch die früheren kirchlichen Sozialformen neu in Bewegung gesetzt und umstrukturiert worden wie z.B. Pastoraler Entwicklungsplan im Bistum Basel, die Lebensraumorientierte Seelsorge im Bistum St. Gallen, die Sektorenpastoral im französischsprachigen Raum, Pastoralräume, Seelsorgeeinheiten, Pfarrverbände und nicht zuletzt die Hilfswerke, die Präsenz als Bahnhofs-, Flughafen-, Einkaufszentrum-Kirche usw. Aber nicht nur die Kirchenbilder, nicht nur die Seelsorgekonzepte und die pastoralen Sozialformen haben sich enorm verändert und sich dem gesellschaftlichen Kontext angepasst, sondern auch das ehrenamtliche sowie das kirchlich-pastorale und theologische Betriebspersonal. Und dies greift sozusagen intim in das hierarchische Selbstverständnis unserer Kirche und ihre Macht-Strukturen hinein.

4. Konflikt mit dem Konflikt

Es hat sich somit innerhalb weniger Jahrzehnte so viel gewandelt, ohne das Wesentliche zu verlieren, dass das alltägliche Gesicht der Kirche meiner Jugendzeit heute kaum mehr auszumachen ist. Allerdings – und dies spitzt die Konflikthypothese zu: alles hat sich differenziert und der Kirche

ein verändertes Profil beschert; nur einzig und allein das kirchenrechtliche Gewand bzw. die geschichtlich entfaltete Organisationsform der Kirche ist vorkonziliar stehen geblieben. Dieses klerikal-hierarchische Macht-System wurde seit Johannes Paul II. in seinem geradezu feudalistischen Zuschnitt eher wieder forciert. Aber die kanonische Kirche ist für das inzwischen üppig Gewachsene viel zu eng geworden. Was sprießen und leben will, möchte sich entfalten und beansprucht Lebensraum. Dadurch werden bemühende Konflikte erzeugt. Regelverstöße, Druck von unten und schismatisierende Selbsthilfe werden geradezu provoziert. Am meisten bedrängt aber die Mutlosigkeit und Resignation der Enttäuschten mit viel gutem Willen. Für die Geduld mancher ist der Weg zu lang und zu mühsam geworden. Die sozusagen amtliche Kirche riskiert vieles, was pastoral eigentlich zu retten wäre.

In Kurzform: Reformen des Systems sind angesagt. Sie sind verantwortlich in die Wege zu leiten, Reformen, die sowohl pastoral notwendig als auch theologisch möglich sind. Es hilft alles nichts und heilt noch weniger, wenn sich das System dauernd gegen die schon gewachsene Modernität im eigenen Hause und gegen die Unverwüstlichkeit (Vitalität) der eigenen Basis stemmt und sich daran wund reibt. Der binnenkirchliche Kulturkampf des klerikalen Systems mit der Modernität in den eigenen Reihen verliert sich im Zweitrangigen und verschleudert so viele menschliche Ressourcen. Dauernd kreisen wir um uns selber bei internen Kirchenfragen und verlieren die Sicht auf die christliche Sendung im Leben der Menschen und die Aufmerksamkeit für die Realitäten des Alltags.

So ist zu wiederholen, dass das Verhältnis der Kirche gegenüber einer Zivilgesellschaft im Wandel und gegenüber ihrer eigenen Tradition im Umbruch Konflikte erzeugt. Die Kirche hat sich in ihrem Handeln und Erscheinungsbild seit dem II. Vat. Konzil massiv geändert und einen Aufbruch aus der Statik zur Dynamik gefunden. Das frühere katholische Milieu hatte sich damals nach innen verdichtet und gegen außen abgedichtet. Dadurch entstand ein konfessioneller Dichtestress, der heute nicht mehr zu vermitteln ist. Die ökumenische Bewegung hat frühere Grenzen geöffnet. Alles hat sich geändert: das Verständnis von

Kirche und von Christsein und Seelsorge, die pastoralen Modelle und die kirchlichen Sozialformen (wie z.B. Pfarrei, Dekanat...) und vor allem das kirchliche Betriebs-Personal bzw. die neuen pastoralen Dienste. Einzig und allein das kanonische Recht ist in seiner vorkonziliären Gestalt stecken geblieben. Es ist für das, was gewachsen ist und Zukunft sucht, zu eng geworden. Es gehorcht den eigenen Prinzipien der kirchlichen Soziallehre nicht. In solchen Zeiten braucht es Brückenbau und Streit- und Dialoginstrumente, nicht verbohrt Rückzug in ideologische Brückenpfeiler. Aber: für Spannungen und Mitsprache in einer synodalen Kirche (nicht gegen den Papst, sondern mit ihm, und nicht gegen das Volk Gottes, sondern mit ihm) sind wir schlecht vorbereitet. Es gibt einen Konflikt mit dem Konflikt. Als heilige und unfehlbare Kirche mit ihren "Hochwürden" wurde man konfliktimmun. Denn Konflikte gab es im "gottgewollten" System keine. Ein idealisiertes Kirchenbild, das die geschichtlich gewachsene Gestalt sozusagen sakralisiert und als unfehlbar erklärt hat, führte fast zwangsläufig zu Denkverboten und zu Machtverhältnissen sowie zu einem Mangel an Konflikt-Regeln. Mangelnde Instrumente für Partizipation lassen Konflikte anstauen und reizen erst recht zur Gegenwehr. Das Volk Gottes holt sich z.T. mit einer charismatischen Dreistigkeit das, was ihm die "Hirten" vorenthalten. Natürlich ist nicht zu vergessen, dass viele Probleme innerhalb der Hierarchie und zwischen Amt und Basis oft wenig mit Theologie zu tun haben, aber viel mit Psychologie. Reformen sind aber bitter nötig. Das geschichtlich gewachsene System der Kirche mit all dem Reichtum seiner Dienste, Symbole und Strukturen muss sich in der Spannung zwischen der Heilsbotschaft an alle Menschen und den Realitäten des Lebens wandeln und diensttauglich werden. Sie kann nicht einfach immer das schon Gewusste repetieren und zentralistisch den Phantomschmerz der Ewiggestrigen bedienen.

5. Synodale Prozesse als Weg für Reform-Schritte

Das Problem liegt nun m.E. nicht zuerst in der praktischen Hilflosigkeit der Verantwortlichen, die Reformen in kurz-, mittel- und langfristigen Schritten anzugehen. Das ist bei einem weltweiten Geisteskonzern

wie der Kirche auch alles andere als leicht. Aber dass die Kirchenführung die sog. "heißen Eisen" nicht wahrnehmen wollte und sogar deren Diskussion mit Berufung auf eine unanfechtbare Einheit tabuisierte, das vergiftet die Atmosphäre. Denkverbote verursachen mentale Infektionen und Verletzungen. Unter den letzten Päpsten sind die diesbezüglichen Hausaufgaben abgewehrt worden. Und in dieser winterlichen Stimmung durchbricht Papst Franziskus gerade diese Tabus und Diskussionsverbote. Wie Papst Johannes XXIII. betont Papst Franziskus, dass die Kirche für die Menschen da ist und aus allen Menschen besteht, besonders den Armen. Dadurch bindet er auch die institutionelle Kirchenleitung an die Impulse des Konzils. Das Konzil muss als Prozess weitergehen und in Reformschritten endlich konkret werden. Die Missbrauchsskandale verschärfen nun die Dringlichkeit auf Reformen im "Apparat" hin. Papst Franziskus hat den Weg zur Diskussion der sog. heißen Eisen freigegeben. Es braucht aber nicht nur Reformen "von oben", sondern auch mehrjährige synodale Prozesse in den Teilkirchen. Das würde atmosphärisch schon "entgiften" sowie gesamtkirchliche Reformen vorbereiten und begleiten.

Reformen müssen aber wachsen und reifen und können nicht einfach nur von oben dekretiert werden. Das wäre das alte System. Und diesem weltweiten synodalen Prozess sollte die Kurie bzw. die Kirchenleitung zu Diensten stehen. Sie würde an Existenzberechtigung gewinnen. – In der Schweiz sind alle Initiativen, Bewegungen und Foren zu fördern, die Brücken zueinander schlagen sowie Wege zu den Menschen eröffnen, die Mut zum Wagnis der persönlichen Treue verstärken. Sie bedürfen auch der solidarischen Vernetzung und des ökumenischen Miteinanders.

6. Gott nicht zu klein denken (und Kirche nicht zu groß)

Bei aller Mühe und bei aller Kritik ist nicht zu vergessen, dass es auch in einem reformbedürftigen System eine richtige Praxis geben kann. Und dafür sind wir ganz persönlich selber verantwortlich und haftbar, auch im Alltag der Kirche. Die Lösung kann nicht darin liegen, aus der Kirche auszutreten. Wir haben dem Reform-Anliegen treu zu bleiben, auch wenn sich unsere

Naherwartungen auf Reformen hin verzögern.

Die Grundfrage mündet vielmehr in die spirituelle Existenzfrage: Wem vertrauen wir? Auf wen setzen wir die Hoffnung? Ist es das Vertrauen auf die Treue Gottes oder auf die scheinbaren Garantien der Kirche als Institution oder unsere Leistung?

Die Seele einer pastoralen Kirche ist im Horizont der biblischen Botschaft die Einheit der Menschen- und Gottesliebe (Karl Rahner). Kirche wird als solche da erfahren, wo Menschen sich miteinander auf den Weg und die Botschaft Jesu einlassen, und wo in unserem persönlichen und gesellschaftlichen Alltag von jener neuen und größeren Liebe und Hoffnung etwas gelebt und erfahren wird, von denen uns die biblischen Urkunden des Glaubens und die spirituelle Tradition der Kirchen erzählen. So wird sich uns in der Kirche mit all ihren menschlichen Wunden und menschlichen Wundern die Einsicht als Auftrag und als Entlastung schenken, dass die Kirche einer Liebe dient, die sie nicht selber erfüllen muss und kann. Gott ist immer größer. Haben dazu das Konzil und der seitherige Weg der Kirche nicht Spuren gelegt, für die wir dankbar sein können. Es sind Impulse für den langen Atem im Langstreckenlauf des Lebens. Allerdings: gehen muss man selber, aber möglichst nicht alleine. Deshalb bin ich für alles menschliche Miteinander in der Kirche, das ich auch reichlich erlebe, so dankbar.

7. Mut zum langen Atem

Auch wenn die kirchliche Praxis in unseren Ländern zurückgeht und für manche die religiöse Nestwärme der Jugendzeit zu einer religiösen Restwärme erkaltet erscheint, gib es bewusst und inkognito religiöse Suchprozesse. Je mehr wir "Gott" ausschalten und atheistische Lebensbilder vertreten, umso eher geraten wir in die Gefahr, selbst "absolut" zu werden und gleichsam selber "Herrgott" spielen zu wollen oder gar zu müssen. Wir scheitern, wenn wir alleine unseres Glückes "eigener" Schmied sein müssen. Wir scheitern an den Grenzen unseres Allmachtwahns. Nicht umsonst spricht man wieder von der Wiederkehr des Religiösen in der postsäkularen Gesellschaft, obwohl die Zahl der Konfessionslosen im Moment zunimmt. Es geht um neue Sinnsuche und man sehnt sich

nach Spiritualität (vgl. NZZ 10.3.2019, S. 58f). Man will die "Leere" überwinden, denn es gibt ja in der medialen Öffentlichkeit auch eine Despotie der religiösen Ignoranz. Es zeigt sich somit auch ein Bedarf nach Orientierung, nach Anerkennung und nach Zugehörigkeit. Eine große Barmherzigkeit in der religiösen Orientierung und im Glauben an Gott liegt darin, dass ich dem Leben und das Leben mir auch einiges schuldig bleiben darf, ohne dass ich verzweifle und trostlos durchs Leben wanken muss. Gott entlastet uns, selber Gott spielen zu müssen und daran doch zu scheitern.

Das spezifisch Christliche offenbart sich als das entscheidend Menschliche. Praktischer Christenmut bedeutet nun, die christliche Dimension von Kirche mit anderen zusammen unter den Bedingungen des gesellschaftlichen Lebens zum eigenen Anliegen werden zu lassen und selber zur Brücke in die erhoffte Zukunft zu werden. Dass dies durch die Kirche und trotz Kirche und trotz uns, aber auch durch uns immer wieder geschieht und sich schenkt, macht m.E. die konkrete Kirche auch so wertvoll und unentbehrlich.

Die großartige Botschaft der Kirche ist somit keine abstrakte Doktrin und keine Sicherung des Heils durch Zugehörigkeit zur Institution. Vielmehr zeigt sie sich als das allen Menschen angebotene Ja der Liebe Gottes zu den Menschen und ihrer Welt. Diese christliche Dimension, ist der tiefe und innerste Kern von Kirche und aller Kirchlichkeit. Es ist somit vor einer kurzschlüssigen Trennung von persönlichem Christsein und Kirche ebenso zu warnen wie vor einer voreiligen Gleichsetzung. Aber ohne Kirche als Erfahrungsraum von Lebenshoffnung zu erfahren und ohne Kraft aus der gelebten Solidarität mit anderen zu schöpfen, versiegen leicht die psychologischen Voraussetzungen des persönlichen Christseins und die Zugänge zu den Quellen des existentiellen Glaubens. – In der Weite und Tiefe der konkreten Kirche mit all ihren Wunden und Wundern schenkte und schenkt es sich, Menschen zu begegnen, mit denen man in gemeinsamer Hoffnung unterwegs sein darf. Und diese Hoffnung möchte in unserem Alltag in vielen meist kleinen Schritten "auferstehen".

Hermann Häring

Ein Aufruf gegen Macher und erleuchtete Gruppen

Der Papst und seine Ghostwriter

Wird sich die römisch-katholische Kirche in Deutschland bewegen? Ihre Bischofskonferenz leitet zusammen mit dem ZdK einen „verbindlichen synodalen Weg“ ein. Dessen Gestaltung ist noch offen und ungeklärt die Frage, welchen Einfluss dabei „das Volk“ überhaupt nehmen kann, denn gemäß Kirchenrecht behalten die Bischöfe das alleinige Beschlussrecht. Statt diese Frage zu klären, bereiten die Bischöfe vorsorglich schon vier Themenkreise zu klerikaler Macht, Sexualmoral, priesterlicher Lebensform und zur Stellung der Frau vor. Klar scheint zu sein, dass man das Fiasko des „Gesprächsprozesses“ (2010-2015) nicht wiederholen will und *Maria 2.0* den Druck massiv erhöht hat.

1. Abstrakte Belehrungen und Warnungen

In die erwartungsvoll gereizte Stimmung platzte ein Brief, den Papst Franziskus an das „pilgernde Volk Gottes“ in Deutschland richtete; die „Hirten“ bzw. „Oberhirten“ gehören nicht dazu [Einl., 5, 12], und gut klerikal ist der Brief auf den 29. Juni, das Fest der Apostelfürsten datiert. Man mag sich füglich streiten, ob der Papst den Brief selbst geschrieben hat. Diesem Text fehlen die Frische und Direktheit zahlreicher anderer Schriften aus päpstlicher Hand. Außerdem ist es der Papst nicht gewohnt, passagenweise sich selbst zu zitieren. Er würde wohl kaum von „Leitkriterium“ [6] und „kirchlicher DNA“ [11] sprechen oder den *Sensus Ecclesiae* so eng auf das 2. Vatikanum beziehen [9]. Schließlich argumentiert Franziskus in der Regel konkret und anschaulich, oft mit erfrischenden Beispielen gewürzt. K. Mertens SJ schließt auf die Ermüdung des Papstes, R. Löbber auf einen deutschsprachigen Ghostwriter, wofür manche inhaltliche Finesse spricht. Ganz sicher kam der Papst nicht selbst auf

die Idee, in einem Augenblick zu intervenieren, in dem sich weder Fisch noch Fleisch herauskristallisiert haben. Am meisten irritiert eine andere Beobachtung: Die brennenden Fragen des Augenblicks, die das katholische Gottesvolk weltweit in Enttäuschung und Wut versetzen, werden auch nicht in einem Nebensatz genannt. Gewinnen wir zunächst einen ersten Eindruck: Der Brief belässt es bei recht allgemeinen Belehrungen, Ermutigungen und Warnungen, für die es keines eigenen Schreibens bedurft hätte. Zudem stellt er fest, die Fragestellungen der gegenwärtigen Zeitenwende seien mit unseren Hirten schon besprochen [Einl.], die katholischen Gemeinden Deutschlands stünden gut da und die Ökumene habe 2017 Früchte getragen [1]. Doch unbestreitbar sei ein *Verfall des Glaubens* [2]. Die Synodalität verlaufe zunächst von unten nach oben, dann aber setze sie sich von oben nach unten fort und erfordere einen langen Reifungsprozess [3]. Dabei stehe immer die Versuchung zu komplizierten Argumentationen, Analysen und Lösungen ins Haus, die uns von der „Begegnung mit dem treuen Volk und dem Herrn“ fernhalten [4].

Deshalb solle man sich nicht auf die „Reform von Strukturen, Organisationen und Verwaltung“ konzentrieren und sich die Dinge neu zusammenbasteln, das führe zu einer seelenlosen Verweltlichung [5]. Nicht Prognosen und Berechnungen, sondern die göttlichen Tugenden müssten einen Wandlungsprozess herbeiführen [6], denn der Anpassung an den Zeitgeist stehe der „Primat der Evangelisierung“ gegenüber [7]. Jetzt endlich, so der erste Eindruck, ist die Botschaft ganz bei Franziskus: Wir müssen zu den „Schwellen unserer Kirchentüren“ gehen. Straßen, Gefängnisse und Krankenhäuser, öffentliche Plätze sind der Ort des Evangeliums, weil dort das Leben der Menschen pulsiert. Genau dort kann die Kirche die wahren Zeichen der Zeit erkennen [8]. Die Gedankenführung ist, wenn man so will, zu einem konkreten Ziel aufgestiegen, und wer wäre nicht bereit, auch in Deutschland daraus die Konsequenzen zu ziehen.

Doch dann ändert sich die Perspektive, denn unversehens stehen nicht mehr das Evangelium und die Nähe zu den Menschen im Mittelpunkt, sondern der gesamtkirchlich institutionelle Konsens. In Zeiten star-

ker Fragmentierung seien das Leben und Empfinden mit der Gesamtkirche, der *Sensus Ecclesiae*, zu pflegen. Er erinnere an die Schönheit der Kirche und wir sollten nie vergessen, dass wir wesentlich Teil eines größeren Leibes sind [9]. Auf keinen Fall dürfe die Gemeinschaft der Gesamtkirche bedroht werden. Zu vermeiden sei jede Spaltung, die von einer vermeintlich erleuchteten Gruppe ausgehe, den Leib der Kirche zerstückle, dem Vater der Lüge diene [10] und übersehe, dass das Ganze mehr sei als seine Teile [11]. Wir hätten uns von „falschen und sterilen Protagonismen“ abzuwenden und uns von der endlosen Spirale der Selbstrechtfertigung zu lösen [12]. Doch der Geist Christi erlaube uns einen Neubeginn [13].

Die ersten Reaktionen auf den Papstbrief waren auffallend uneinheitlich. Die Optimisten lobten die vielen ermutigenden Worte, die Kritiker gaben sich enttäuscht. Gemäß dem Presseecho verstehen viele Bischöfe und einige Laienverbände den Brief als eine Ermutigung; man sieht sich auf dem geplanten Weg bestätigt. Zurückhaltender erklärt der Kölner Kardinal Woelki, der Papst beschönige nichts. Bischof Genn aus Münster erwartet Auseinandersetzungen, und laut dem Generalvikar von Regensburg kann es kein „weiter so“ geben. Viele beklagen, dass der Brief kein klares Thema gefunden hat. Andere betonen, dass der Papst sich zurücknimmt und einfach unterstützen will.

2. Zwiespältiger Eindruck

In der Tat enthält der Brief viele positive Passagen: Anerkannt werden Engagement und Leistungen der deutschen Gemeinden, die theologische Arbeit und die ökumenischen Aktivitäten [1]. Ermutigt wird zu einem „gesunden *aggiornamento*“ [3] und anerkannt wird, dass auch das Evangelium zu Spannungen und Ungleichgewichten führen kann [5]. Wir sollten die Dinge werten, anhören, auswerten und beachten, das Evangelium leben [6], den Weg der Jüngerschaft gehen und die Freude am Evangelium wiedergewinnen [7], deshalb – wie schon gesagt – zu den Menschen hinausgehen [8], die Vielfalt von Welt und Kirche aufgreifen und die Eigenbrötelei aufgeben [9]. Dazu gehören auch Beten und Fasten sowie die Erinnerung an die *Kenosis* Christi [12]. Schließlich endet der

Brief mit dem Sendbrief der Geheimen Offenbarung an die Gemeinde von Ephesus, der von Standfestigkeit und all dem spricht, was die Gemeinde im Namen des Herrn durchgestanden hat [13]. Allerdings bleibt unklar, wer heute damit gemeint ist.

Dennoch kommt der Brief zu einem höchst zwiespältigen Ergebnis, denn keine Ermutigung kann so richtig überzeugen. Die ökumenischen Erfolge von 2017 waren alles andere als berauschend, das weiß auch der Papst [1]. Den Kern der Synodalität stellt er durch ihre Doppelung in zwei Bewegungen auf den Kopf [3]. Der Blick auf die Reformanstrengungen führt zur Warnung vor zu viel Gerede und Argumentation [4] und mal wieder wird die vermeintliche Häresie des Pelagianismus ins Feld geführt, den (a) niemand versteht, der (b) den aufrichtigen Mönch Pelagius schon damals falsch interpretierte und der (c) in der Kirchengeschichte je nach Bedarf als Totschlagargument gegen allzu fordernde Reformen bemüht wurde. Dies klingt genauso zynisch wie die Unterstellung einer seelenlos technokratischen Flickschusterei [5]. Im folgenden Paragraphen taucht schließlich der Verdacht auf, die Reformer nähmen Jesu Hingabe am Kreuz nicht ernst, ferner würden sie sich an „Prognosen“ und „Berechnungen“ verkaufen [6] und sich an den Zeitgeist anpassen. Das alles führt gemäß der Amateurpsychologie des Briefes zu Apathie, Bitterkeit, Kritiksucht und Traurigkeit [7].

Man ist ratlos, denn selbst diese Warnungen verraten kein umfassendes Konzept; sie kommen abstrakt und in einer recht willkürlichen Auswahl daher. Was haben z.B. Pelagianismus und Apathie, intellektuelles Gerede und Technokratie mit dem geplanten Weg zu tun? Vielleicht haben solche Ermahnungen ihren Platz in einem Ausbildungsseminar für pastorale Funktionäre, kaum aber in der Planung einer synodalen Aktion, bei der den Betroffenen das Wasser am Halse steht.

Bei einer zweiten Lektüre wird mir diese irritierende Lücke zum Ärgernis. Der Brief umreißt weder die aktuelle Krise noch nennt er die möglichen Adressaten; die Betroffenen kommen nicht vor. Setzt sich Franziskus auseinander mit verbitterten reformgesinnten „Laien“, denen er Pelagianismus vorwirft, mit klugen Theologinnen und Theologen, die er des Gnostizismus

verdächtigt und zugleich überschüttet mit den giftigen Unterstellungen der Ruhmsucht, Eitelkeit und Verfälschung des Gotteswortes, zielt er auf die uneinsichtigen und widerstrebenden Bischöfe oder auf die Lethargischen einer Mehrheit an der Basis, die er zum Handeln anspornen muss?

Meint der Text gar die Bischöfe, die seit Jahren schon mit Prognosen arbeiten und in ihren Gemeinden ein organisatorisches Chaos anrichten, den wahren Problemen aber nicht auf den Grund gehen? Können sich also alle Leserinnen und Leser bestätigt wissen, gleich in welcher Funktion sie agieren und welche Ziele sie verfolgen?

Man muss sich etwa folgende Passage auf der Zunge zergehen lassen und sich fragen, gegen wen sie gerichtet ist: „Dies [Gesalbsein durch den Geist] hilft uns, auf diese alte und immer neue Versuchung der Förderer des Gnostizismus zu achten, die, um sich einen eigenen Namen zu machen und den Ruf ihrer Lehre und ihren Ruhm zu mehren, versucht haben, etwas immer Neues und Anderes zu sagen als das, was das Wort Gottes ihnen geschenkt hat. Es ist das, was der heilige Johannes mit dem Terminus *proagon* beschreibt (2 Joh 9); gemeint ist damit derjenige, der voraus sein will, der Fortgeschrittene, der vorgibt, über das ‚kirchliche Wir‘ hinauszugehen, das jedoch vor den Exzessen bewahrt, die die Gemeinschaft bedrohen“ [9].

3. Unangemessene Polemik

Vielleicht werden die Fragen ab Paragraph 9 geklärt, denn jetzt bricht die zuvor entwickelte Textdynamik ab und statt des Evangeliums erscheint als neues Leitthema der Vorrang der (in Rom geeinten) Gesamtkirche. Jetzt wird die Synodalität so definiert, wie sie gemäß dem Autor „vor über fünfzig Jahren“, also mit dem 2. Vatikanum begann [9]. Die Insider erkennen sofort: Hier kommt W. Kaspers domestiziertes Konzilsverständnis zu Wort, das er seit 1985 propagiert und insgeheim damit eine autoritäre Dynamik reaktiviert. Seit Ignatius von Loyola ist der *Sensus Ecclesiae* (also das „Empfinden mit der Kirche“) mit einer antiprottestantischen Programmatik überladen. Diese Formel mag unschuldig und plausibel klingen, denn wer von ihren engagierten Mitgliedern möchte nicht zur Kirche gehören?

Aber dieser „Kirchensinn“ aktiviert mit seiner ganzen Wucht einer langen Tradition eben nicht das partizipative Verständnis einer Glaubensgemeinschaft, die keine Diskriminierungen nach Geschlecht, ethnischer Zugehörigkeit oder sozialer Schicht mehr kennt (Gal 3,28). Vielmehr gilt noch heute, auch für den Jesuiten J. Bergoglio, das ignatianische Programm: „Indem wir jedes eigene Urteil beiseitesetzen, müssen wir unseren Geist bereit und willig halten, in allem der wahren Braut Christi, unseres Herrn, zu gehorchen, die da ist unsere heilige Mutter, die hierarchische Kirche“ (Exerzitienbüchlein, 1. Regel zur Kirchlichen Gesinnung). Damit klärt sich auch die Aufteilung des synodalen Weges in zwei Teile. Entscheidend und letztverbindlich ist nicht der erste Gang von unten nach oben, sondern der zweite, der unbehelligt von oben nach unten verläuft, also die definitive Definitions- und Beschlussrechte des hierarchischen Systems vorbehaltlos intakt lässt. Reproduziert wird das Vorgehen der Kirchenkonstitution *Lumen Gentium* (1964). Wie wir wissen, sprach ihr 2. Kapitel mit erneuerndem Schwung vom *Volk Gottes*, daraufhin reproduzierte das 3. Kapitel ungehindert die alte *hierarchische Kirchenverfassung*, als wäre nichts geschehen, und macht so die meisten erneuernden Impulse zunichte.

Diese restaurative Tendenz setzt sich im Rest des päpstlichen Textes fort. Er unterstellt die Engführung der Kirche auf eine „erleuchtete Gruppe“, die Missachtung einer „unscheinbaren, zerstreuten Heiligkeit“ (also des sog. einfachen Volkes) und warnt „vor jeder ideologischen, pseudowissenschaftlichen und manipulativen“ Verfälschung [10]. Man bemüht den „Vater der Lüge und der Trennung, den Meister der Spaltung, der beim Antreiben der Suche nach einem scheinbaren Gut ... den Leib des ... Volkes Gottes zerstückelt.“ Schärfere Geschütze lassen sich kaum auffahren, und damit auch den Letzten klar wird, dass sie vorbehaltlos der römischen Kirche vertrauen können, hören wir, dass „die Kirche im Gang der Jahrhunderte ständig der Fülle der göttlichen Wahrheit entgegenstrebt, bis an ihr sich Gottes Worte erfüllen.“ (*Dei Verbum* 8).

Wie besprochen, ist dieser Paragraph 10 gewiss der Höhepunkt der restaurativen, die Atmosphäre vergiftenden Polemik. Der

kurze Paragraf 11 wurde offensichtlich später eingefügt. Er möchte ebenfalls verhindern, dass die Synodalität einen zu demokratischen Zungenschlag erhält und sich zu sehr von Einzelkonflikten steuern lässt. Das Ganze sei mehr als der Teil: „Man darf sich also nicht zu sehr in Fragen verbeißen, die begrenzte Sondersituationen betreffen, sondern muss immer den Blick weiten, um ein größeres Gut zu erkennen, das uns allen Nutzen bringt“. Gleichwohl seien „die Wurzeln (des Glaubens?) in den fruchtbaren Boden zu senken und in die Geschichte des eigenen Ortes, der ein Geschenk Gottes ist.“ Der Ghostwriter will die Stimmen von unten nicht ausschalten, fürchtet aber ihr Gewicht, wenn es sich nicht in kirchlichem Gehorsam unterordnet. Solche Gedankenführungen passen kaum zu den befreiungstheologischen Ansätzen des Papstes. Anderes gewendet: Man sollte sich überlegen, ob eine derart domestizierte Befreiungstheologie ihrem Ursprung überhaupt treu bleibt.

Außer der erneuten Warnung vor „falschen und sterilen Protagonismen“ sowie vor dem „Wunsch nach Selbstrechtfertigung und Selbsterhaltung“ fügt Paragraf 12 dem Gesamtdokument keine neuen Aspekte hinzu, und der letzte ermutigende Paragraf kann nach den vorhergehenden Ausführungen kaum mehr überzeugend wirken.

4. Glaubenszerfall statt Kirchenskandal?

So haben die letzten Paragrafen die offene Frage nach den Adressaten wenigstens indirekt beantwortet. Das Dokument warnt vor den Kritikern und ungestümen Erneuerern vor Ort, und mit harten Bandagen kämpft es für den Traditionsbestand all dessen, was dieses konservativ orientierte Dokument zum wahren Glauben zählt. Dies geschieht mit teils unlauteren Mitteln, denn es unterläuft ständig den ursprünglichen Zusammenhang der reich zitierten Papstdokumente. Dadurch wird der Brief endgültig zu einem parteilichen Dokument, und umso erstaunlicher ist es, dass es von Franziskus unterzeichnet wurde.

Doch bei der dritten Lektüre kommt zu meinen vorhergehenden Irritationen noch eine weitere hinzu. Es stimmt gar nicht, dass das Dokument den Anlass seiner Entstehung verschweigt. Der Brief stellt „ge-

meinsam mit euch schmerzlich die zunehmende Erosion und den *Verfall des Glaubens* fest mit all dem, was dies nicht nur auf geistlicher, sondern auch auf sozialer und kultureller Ebene einschließt.“ Der weitere Verlauf des Briefes zeigt: Das ist nicht nur eine einleitende Vorbemerkung, sondern genau dieser Glaubensverfall hat, bitteschön, das Thema des synodalen Wegs zu sein. Faktisch werden damit die aktuellen Konflikte und die vorläufigen Pläne der Bischofskonferenz vom Tisch gewischt und mit dieser Feststellung erschließt sich das gesamte Dokument neu.

Seine Botschaft lautet: Redet über den Glaubensverfall in Deutschland und nicht schon wieder über aktuelle Krisen und strukturelle Reformforderungen; das kann nur in die Irre führen. Über die Skandale von Klerikalismus, finanziellem Fehlverhalten, sexueller Gewalt und unsäglicher Vertuschung habe ich schon mit Euren Bischöfen gesprochen. Lasst Euch nicht von den Unruhestiftern und Spaltern, den pelagianischen Selbsterlösern und Statistikgläubigen oder von denen irritieren, die sich erleuchteter und gescheiter vorkommen als Ihr, in Wirklichkeit aber nur eingebildet sind. Und vergesst nicht das eiserne Gesetz der römisch-katholischen Kirche: die Gesamtkirche geht immer den Teilen voran, und eine Teilkirche darf es nicht wagen (vgl. Ratzinger, Anm. 37), der hierarchisch geordneten Gesamtkirche voranzueilen.

So versteht sich auch, warum das Ergebnis nicht nur unklar, sondern niederschmetternd ist. Der Brief übernimmt eine hinterhältige Alternative, die W. Kasper wiederholt schon thematisierte. Sie lautet: Wer die Strukturfragen der Kirche ins Zentrum rückt, weicht nur den wirklich brennenden Glaubensfragen aus. Die Reformorientierten sollten sich lieber um den Gottesverlust in ihrer Gesellschaft kümmern. Tun sie es wirklich nicht? Verlieren sie sich tatsächlich in oberflächlichen Reformdiskussionen? Diese Unterstellung ist umso ärgerlicher, als sie ausgerechnet von einem Kurienkardinal, also aus den engsten Kreisen der Kirchenleitung kommt, über deren Versagen heute alle Welt spricht. Offensichtlich haben diese Herren immer noch nicht begriffen, wie enorm hoch ihr Anteil an der beklagten Glaubenserrosion ist.

Genau deshalb lässt der vorliegende Brief ja so Viele schwanken, denn viele der vorgebrachten Vorwürfe wirken ja überzeugend. Man muss sie nur an die Adresse der Kirchenleitungen richten:

- ökumenische Rechthaberei, Geldverschwendung und finanzielle Intransparenz,
- seelenlose Bürokratie, Anpassung an den Zeitgeist, autoritäres Gehabe, Argumentationen, Analysen und Lösungen, die niemanden überzeugen,
- Passivität und Resignation sowie ein Pelagianismus, der alles Vertrauen auf die Verwaltung setzt und zur konzeptionslosen Flickschusterei in verfahrenen Situationen sowie einer technokratischen Verwaltungslogik [Anm. 11] führt.
- Was den Bischöfen fehlt, ist der „Biss“ des Evangeliums, der Primat der Evangelisierung. Unter ihnen sind Apathie, Bitterkeit und Kritiksucht verbreitet.
- Es fehlt ihnen an gelebter Gemeinschaft mit den Menschen, an Verfügbarkeit und Transparenz, an einem wirklich weiten Horizont, am Mut zu einem vielfältigen Gesicht.
- Sie leiden an Eigenbrötelei, umgeben sich mit der Aura der Fortgeschrittenen und Besserwissenden.
- Sie sind getrieben vom Drang nach Selbstrechtfertigung und Selbsterhaltung.
- Die unscheinbare „Heiligkeit von nebenan“ interessiert sie nicht. Deshalb müssen sie sich von ihren falschen und sterilen Protagonismen bekehren.

Ich will mich hier nicht zum großen Bischofskritiker aufspielen. Die aufgezählten Vorwürfe stehen ja alle ohne bestimmte Adressaten im Brief. Sollten sie diese Attacke jedoch als ungehörig, wenn nicht gar als beleidigend empfinden, dann seien sie daran erinnert, wie oft und intensiv seit Jahrzehnten gerade die Vorangehenden unter dem Gottesvolk mit dieser Hierarchensprache beleidigt werden, wie sehr sie darunter leiden und dass ausgerechnet die Hierarchie den Glauben eher verdunkelt als ihn zu fördern und überzeugend vorzuleben.

5. Ein blockierter Papst

Auch lohnt es sich nicht, über die Autorität des Briefes weiterhin zu spekulieren.

In jedem Fall hat ihn Papst Franziskus unterschrieben und autorisiert. Er hat sich als Reformers, Freund der Armen und als ein gewinnender Glaubensverkünder in das Papstamt eingeführt und dafür erbitterten Widerstand erfahren. Seinen Verdiensten gebührt Anerkennung. Aber seine Auseinandersetzungen mit dem Katholizismus nördlich der Alpen und jenseits des nördlichen Atlantiks lassen eine große Unsicherheit und Schwäche erkennen. In strikt dogmatischen Fragen leiten ihn nach wie vor sein Vorgänger im päpstlichen Amt und sein Mitjesuit, der französische Theologe Henri de Lubac (1896-1991), dem schon das 2. Vatikanum zu fortschrittlich war. Seine Meditationen über die Kirche kulminierten in einer intensiven Kirchenfrömmigkeit. Für ihn ist die in Rom geeinte Kirche nach wie vor Ort und Garant untrüglicher Wahrheit. Bei all seiner Begeisterung für das Evangelium bleibt auch für Franziskus das Unfehlbarkeitsdogma der unsichtbare geheime Gast aller Reformversuche. Wen wundert es, dass sie bislang gescheitert sind?

So intensiv Papst Franziskus immer wieder auf die Schrift zurückgreift, letztlich kann sie nicht als endgültiges Wahrheitskriterium sichtbar werden. Deshalb ist jetzt schon klar, dass z.B. die Frauenordination aus strikt dogmatischen Gründen scheitern und ein Frauendiakonat gegebenenfalls von allen sakramentalen Anklängen befreit werden. Die deutschen Bischöfe wissen das, obwohl sie dazu kein offenes Wort wagen. Ablenkend reden sie von römischen Vorbehalten, der gesamtkirchlichen Einheit oder einer sehr langen Vorlaufzeit, obwohl auch sie wissen, dass sie auf verlorenem Posten stehen.

Deshalb wäre in Reformkreisen endlich mehr Nüchternheit geboten. Nach wie vor werden sie auf Granit beißen. Dabei wäre es schon hilfreich, den römischen Primats- und Unfehlbarkeitsdünkel offen anzugreifen. Dann könnte sich wenigstens das Gottesvolk umfassend von diesem Treuekomplex lösen. Wer sich weiterhin von dem System der Hierarchen blockieren lässt, wird vergebens auf neue Glaubensimpulse in unserer Gesellschaft hoffen.

Horst Hohmann

HimmelHerrgottSakrament – eine bunte Nachlese

Viele unserer Leserinnen und Leser werden sich bestimmt erinnern, dass wir in unserer Berichterstattung über die zahlreichen Missbrauchs-Skandale in Chile mehrfach die Absetzung des dortigen Papstbotschafters, des Italieners Ivo Scapolo, forderten. Grund: wiederholter, schwerer Amtsmissbrauch.

Scapolo, der im Juli 2011 von Benedikt XVI. zum Nuntius in Chile ernannt worden war, hatte von Anfang an keinen Zweifel daran gelassen, dass er unter gar keinen Umständen bereit sein würde, sich in Südamerika „fremdbestimmen zu lassen“ (wie es sich laut einer Rede Joseph Ratzingers vom Frühsommer 2010 in der Päpstlichen Diplomatenschule für „Repräsentanten seiner Heiligkeit“ angeblich gehört!).

Briefe wichtiger chilenischer Gremien und Gruppierungen die an „Sr. Exzellenz“ adressiert waren und Scapolo eine Vorstellung über die Anliegen und Befindlichkeiten des katholischen Kirchenvolkes in Chile hätten geben können, blieben in der Regel unbeantwortet. Das Gleiche geschah mit allen Protestschreiben, welche nach der Bekanntgabe der Ernennung von Juan Barros zum neuen Bischof von Osorno ab 2014 an die Nuntiatur abgeschickt worden waren.

Weder die Vertreter katholischer Laienverbände aus der südchilenischen Stadt noch drei ehemalige Seminaristen, die in Anwesenheit von Barros vom Priesterausbilder Fernando Karadima sexuell missbraucht worden waren, wurden einer Antwort für würdig befunden. Außerdem weigerte sich Scapolo, die aufgebrachten Bittsteller persönlich zu empfangen. Er bezeichnete die Opfer Karadimas als „Schlangen“.

Letztes Jahr schlug der Italiener „dem Fass vollends den Boden aus“. Noch hatte der von Papst Franziskus für eine Sonderuntersuchung des „Falles Barros“ nach Chile entsandte Erzbischof von Malta, Charles J. Scicluna, seine Arbeit nicht begonnen, als der Nuntius an alle, die von Scicluna als Zeugen vernommen werden sollten (darun-

ter vor allem die Opfer des Sexualverbrechers Karadima), einen Brief schrieb und verlangte, dass ihm noch vor dem Treffen mit dem päpstlichen Sonderermittler eine „Zusammenfassung der jeweiligen Anklagepunkte“ zuzuschicken sei. Die so Angesprochenen lehnten die Forderung Scapolos unisono ab und erklärten darüber hinaus, dass sie auf keinen Fall zu einer eventuellen Befragung in den Räumlichkeiten der Nuntiatur bereit seien. Dem hinterhältigen Karrierediplomat Ivo Scapolo, so betonten sie, könne man nicht über den Weg trauen. Er sei in Chile längst zu einer „persona non grata“ geworden und sei darum gut beraten, so schnell wie möglich seine Koffer zu packen.

Genau das hat der Italiener jetzt getan. Nicht aber weil ihn Papst Franziskus endgültig gefeuert hätte, wie der Argentinier am 9. Mai 2019 in einem Motu Proprio („Ihr seid das Licht der Welt“) den des Amtsmissbrauchs überführten „Vertuscherbischofen“ angedroht hatte, sondern weil er – zu unserer aller Überraschung – zum neuen Nuntius in Portugal ernannt worden war.

Einer der jungen Männer, die vom Priesterausbilder Karadima sexuell missbraucht und über mehrere Jahre hinweg erpresst worden waren, hatte Ivo Scapolo vor nicht allzu langer Zeit einen „widerlichen Schmierkomödianten und elenden Verbrecher“ genannt. Die „Beförderung“ des Italieners nach Portugal betrachtet er als einen Schlag ins Gesicht aller derer, die von Scapolo gedemütigt wurden.

*

Seit dem "Hauptstadt-Beschluss" von 1991 haben viele gesellschaftlich relevante Organisationen ihren Sitz nach Berlin verlegt. Auch das höchste Gremium des deutschen Laienkatholizismus hat sich jetzt dafür entschieden.

Begründung für den Standortwechsel, der zum Jahr 2022 erfolgen soll: man will eine größere Nähe zu politischen Entscheidungsträgern. Die politische, mediale und gesellschaftliche "Präsenz" des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (Zuk.) würde durch einen Umzug des Generalsekretariats nach Berlin deutlich verbessert. "Die Musik spielt oben an der Spree", meint neben manchen anderen Verbandskatholiken auch ZdK-Präsident Thomas Sternberg.

Das Präsidium des höchsten Gremiums der katholischen Laien in Deutschland hatte sich bereits mehrheitlich für den Umzug ausgesprochen. Und auch eine "Tendenzabstimmung" im Hauptausschuss des ZdK hatte 18 zu 4 Stimmen für einen Komplettumzug des Generalsekretariats in die Hauptstadt ergeben. Zuletzt hatte auch die Anfang Mai 2019 in Mainz tagende ZdK-Vollversammlung dem Umzug nach Berlin zugestimmt.

Auch wenn mich die Versicherungen aus der ZdK-Chefetage überzeugen, dass der geplante Umzug voraussichtlich mit ganz geringen Kosten verbunden und die bevorstehenden Ausgaben eigentlich im Vergleich mit den von Bischof Tebartz van-Elst in Limburg verpulverten Millionen ein „Kleckerlesbetrag“ seien, werde ich das unguete Gefühl nicht los, dass der Umzug nach Berlin eine wachsende Entfernung zur „kirchlichen Basis“ bedeuten könnte. Soviel lässt sich gerade mit Blick auf den bevorstehenden und verantwortungslos ins Gerede gebrachten „synodalen Weg“ mit ziemlicher Gewissheit sagen: die Impulse für die Reformbeschlüsse des „synodalen Weges“ werden nicht aus dem politischen Berlin kommen, obwohl fromme Abgeordnete natürlich den demnächst im Frankfurter Kaiserdom tagenden „Synodalen“ schon ein paar Takte über die „Geheimnisse des Machtmissbrauchs“ erzählen könnten.

*

Aus dem fernen Australien, wo es noch immer keine endgültige Entscheidung im Prozess gegen den des sexuellen Missbrauchs von Minderjährigen angeklagten Kardinal George Pell gibt, haben die zuständigen Behörden des Bundesstaates Victoria dieser Tage ein Gesetz verabschiedet, das Priester künftig dazu verpflichtet, Fälle von Kindesmissbrauch anzuzeigen, wenn sie davon in der Beichte erfahren.

Daniel Andrews, der Premierminister von Victoria, einem Bundesstaat ganz im Südosten Australiens, brachte in einem Statement gegenüber der Zeitung The Age, seine Hoffnung zum Ausdruck, dass die Strafverfolgungsbehörden seines Bundesstaates niemals Priester auf der Grundlage dieses Gesetzes ins Gefängnis stecken müssten. Hauptanliegen des neuen Gesetzes sei es, so Andrews, dass die Gefahren des Missbrauchs landesweit ernstgenommen und

dass Straftaten umgehend zur Anzeige gebracht würden - unabhängig davon, wo und wie man davon erfahren hätte.

Peter Comensoli, Erzbischof von Melbourne, der Hauptstadt des Bundesstaates Victoria, hat mehrfach betont, dass Priester diese Bestimmung nicht beachten dürften. Er selbst sei bereit, ins Gefängnis zu gehen, bevor er das Beichtgeheimnis breche.

In Anbetracht der Tatsache aber, dass geständige Sexualtriebtäter durch eine Beichte nicht automatisch auf den Tugendpfad zurückgeführt werden und folglich weiterhin die akute Gefahr besteht, dass ein junger Mensch durch sie für den Rest seines Lebens zu einem seelischen Wrack gemacht wird, fragt man sich natürlich schon, wieso im Beichtstuhl die Persönlichkeitsrechte eines pädophilen Täters mehr zu achten sind, als das Recht potentieller Opfer auf physische und psychische Unversehrtheit. Ich jedenfalls hätte keinerlei Bedenken, auf Grund einer im Beichtstuhl gewonnenen Erkenntnis Anzeige zu erstatten.

*

Als mir dieser Tage Freunde aus dem Bistum Limburg am Telefon erzählten, dass auf dem dortigen Domberg gerade eine höchst beeindruckende, vorgezogene Weihnachtsbescherung stattgefunden habe, rutschte mir ein boshafes „Schon wieder?“ heraus.

Beim Geschenk, von dem „an der Strippe“ die Rede war, handelte es sich um zwei funkelnagelneue AUDI 8 (Hybrid-Diesel) mit jeweils 286 PS unter der Haube. Kostenpunkt pro Karosse: 90.600 Euro. Dienstwagen für Bischof Georg Bätzing und für Weihbischof Thomas Löhr.

Privat, das kann ich hier unseren Leserinnen und Lesern schon mal vorweg sagen, sind die beiden Limburger Würdenträger keine Protzer. Bätzing fährt ganz bescheiden einen blauen Peugeot 208, Löhr „orgelt“ in seinem 10 Jahre alten Opel Vectra an der Lahn entlang.

Wir alle wissen, dass ein deutscher Bischof - über den Daumen hinweg - pro Jahr 50.000 und mehr Kilometer fährt und dass dabei der Dienstwagen ein Büro ist, in dem er sich auf die pastoralen Einsätze in den Gemeinden des Bistums vorbereiten kann. Über die „Altlasten“, die Bischof Franz-Peter Tebartz van-Elst in Limburg zurück

ließ, brauchen wir natürlich seinem kaum zu beneidenden Nachfolger keine großen Vorträge halten. Über die stolpert er, zwangsweise, auf Schritt und Tritt. Und schnell heißt es dann z.B. auch hinter vorgehaltener Hand: „Gel, des mit dem AUDI 8, des hät jo nach denne 31 Millione vom Tebartz au net sei müsse!“

Wundern würde es mich nicht, wenn sich von den ganzen Heuchlern, die Franz-Peter Tebartz van-Elst zwischen 2008 und 2014 schulterklopfend zu immer neuen „Heldentaten“ ermutigten, beim lieben Bätzing noch keiner für die mitverursachten Schäden entschuldigt hat.

Norbert Scholl

Bischof Voderholzer, das Verbot der Frauenordination und die fehlbare Unfehlbarkeit

Der folgende etwas längere Text beschäftigt sich ausführlich mit der „Denke“ – der Begriff „Theologie“ wäre unangebracht, wie sich zeigen wird – eines deutschen Bischofs. Eigentlich hat unsere Zeitschrift schon vor längerer Zeit beschlossen, sich nicht mehr im einzelnen drum zu kümmern, was einzelne Bischöfe in Predigten, Vorträgen, Hirtenbriefen usw. verlauten lassen.

(Falls sich noch jemand an Johannes Dyba, von 1983 bis zu seinem Tod 2000 Bischof von Fulda, erinnert: „Dyba – da stehen wir drüba“, reimte unser damaliger Chefredakteur). In dieser ‚Tradition‘ stehend, fiel es nicht leicht, etliche Seiten zu dem heutigen Bischof von Regensburg, Rudolf Voderholzer zu drucken. Für außenstehende, distanzierte Beobachter kirchlicher Vorgänge – die wir zunehmend geworden sind – drängt sich der Eindruck auf, dass dieser Bischof alles daran setzt, die Position des ‚Rechtsaußen‘ – die seit dem Tod von Kardinal Meißner, Köln, und der ‚Kaltstellung‘ von Kardinal Müller, Rom, vorher Regensburg, vakant ist – einzunehmen. Dieser kirchenpolitische Hintergrund sowie die Tat-

sache, dass Rudolf Voderholzer vor seiner Bischofsernennung von 2005 bis 2012 Dogmatikprofessor in Trier war, dem früheren Erscheinungsort unserer Zeitschrift, haben uns letztlich bewogen, die folgende detaillierte Analyse von Voderholzers Äußerungen zur Frauenfrage in der katholischen Kirche – die auch sonst in dieser Ausgabe breiten Raum einnimmt – abzudrucken.

Um einen kleinen Vorgeschmack zu geben, sei die letzte bekannt gewordene Äußerung Voderholzers dazu zitiert:

„Es führt uns keinen Millimeter weiter, wenn wir uns die Geschichte der Kirche zurechtbasteln, um uns am Ende etwa ein Frauenpriestertum zu genehmigen“ (Quelle „Frau und Mutter“. Mitgliederzeitschrift der kfd, Ausgabe 7/8 – 2019). - Ein Redaktionsmitglied hat bei der Lektüre dieses Satzes spontan gereimt: „Dümmer geht’s nümmer!“

(Red.)

Der Hochwürdigste Herr Bischof von Regensburg *Rudolf Voderholzer* hat sich im Mai 2019 bei einem Vortrag an der Hochschule *Papst Benedikt XVI.* in Heiligenkreuz bei Wien gegen die Ordination von Frauen ausgesprochen. Dreizehn Jahre früher, als er noch Dogmatikprofessor in Trier war, hat er das auch schon getan in einem Sammelband zu Ehren von *Jörg Splett*¹. *Voderholzer* steht auch heute noch zu diesem Beitrag. Ich erhielt ihn als Sonderdruck am 26.5.2019 aus seinem Sekretariat zugesandt. Da er seit 2014 Mitglied der römischen Kongregation für die Glaubenslehre ist, hielt ich den Aufsatz für beachtenswert und leitete ihn, ohne ihn gelesen zu haben, an einige Freunde und Bekannte weiter. Schon einen Tag später bekam ich von einem promovierten kath. Theologen und früheren Schuldekan einer südwestdeutschen Großstadt diese Antwort: „Habe schon lange nicht mehr solchen Unsinn gelesen. Höhepunkt: Die katholische Kirche als letzte Bastion für die Wertschätzung der Besonderheit des Weiblichen. Das sollte man noch nicht mal ignorieren - aber man muss es allen zumuten, die es als ‚Lichtblick‘ betrachten, wenn die

¹ Rudolf Voderholzer, Geschlechterdifferenz und Weihevorbehalt, in: Sascha Müller / Thomas Schumacher (Hg.), Ant-Wort. Jörg Splett zum 70. Geburtstag, München 2006, 129–150.

Bischöfe den Frauen Gesprächsbereitschaft anbieten. Wer mag über solch einen Unsinn diskutieren? Peinlich, peinlich.“ Das machte mich neugierig, zumal der Aufsatz von einem Mitglied der Kongregation für die Glaubenslehre verfasst ist und also deren „Denke“ und wissenschaftlichen Arbeitsstil wiedergibt. Zudem motivierte mich der Satz des ehemaligen Schuldekans, man solle diesen „Unsinn“ nicht ignorieren, sondern ihn „allen zumuten“. Das möchte ich hiermit tun – zumindest den Leserinnen und Lesern von „imprimatur“ gegenüber.

Zur Vorgeschichte

Voderholzer beruft sich in seinem Beitrag zuerst auf die einschlägigen offiziellen kirchenamtlichen Verlautbarungen. *Papst Paul VI.* erklärte in seinem Schreiben „Inter Insigniores“ (1976), dass die Kirche nicht berechtigt sei, Frauen zur Priesterweihe zuzulassen, obwohl die von der Glaubenskongregation befragte Päpstliche Bibelkommission zuvor aufgezeigt hatte, dass „im NT keine Entscheidung über die Ordination von Frauen zum Priestertum gefällt“ werde und folglich kein Verbot von Priesterinnen aus neutestamentlichen Aussagen herausgelesen werden könne und der Heilsplan Christi durch die Zulassung der Frauenordination nicht überschritten oder verfälscht werde². Eine amtliche Position, die aber nicht in das nach außen vertretene vatikanische Traditionsverständnis passte und darum totgeschwiegen wurde³. Die Frage war damit aber nicht aus der Welt geschafft und wurde weiter diskutiert. Deshalb glaubte *Papst Johannes Paul II.*, mit seinem Apostolischen Schreiben „*Ordinatio Sacerdotalis*“ (22.5.1994) ein „unfehlbares“ Machtwort sprechen zu müssen: Die Kirche habe keine Vollmacht, Frauen die

Priesterweihe zu spenden, und die Gläubigen hätten sich „endgültig“ an diese Entscheidung zu halten. Punkt. Basta!

Wie rigoros daraufhin gegen Kritiker vorgegangen wurde, zeigt der Fall des Exegeten *Rudolf Hoppe*. Der hatte es gewagt, in einem unauffälligen Leserbrief, der in der „Kirchenzeitung für das Erzbistum Köln“ vom 8.7.1994 erschien, die „endgültige“ Entscheidung in Frage zu stellen.⁴ Darin hatte *Hoppe* u.a. geschrieben: „In der Ablehnung der Zulassung von Frauen zum Priesteramt stützt sich die Erklärung des Vatikans auf den vermeintlichen neutestamentlichen Befund. Die aus dem Neuen Testament abgeleiteten Begründungen sind freilich mehr als verwegen. Das Priesteramt direkt aus dem jesuanischen Zwölferkreis abzuleiten und darin die patriarchale Struktur der Kirche legitimiert zu sehen, ist exegetisch unhaltbar. Offenbar haben die Verfasser der ‚*Ordinatio Sacerdotalis*‘ auch Röm 16,7 übersehen, wo eine Junia in apostolischer Funktion genannt wird. ‚Von oben‘ wird sich die Diskussion um das kirchliche Amt sicherlich nicht abwürgen lassen, hier sind meines Erachtens vor allem die Theologen zum Widerstand verpflichtet.“ Irgendjemand hatte sich verpflichtet gefühlt, *Hoppe* zu denunzieren und den Leserbrief nach Rom zu schicken. Die Glaubenskongregation, deren Präfekt damals Kardinal *Ratzinger* war, griff sofort ein. Der für *Hoppe* damals zuständige Bischof von Passau wurde aufgefordert, den Exegeten einzubestellen und ein „Gespräch“ mit ihm zu führen. Weisungsgemäß berichtete der Bischof nach Rom, er habe mit *Hoppe* „ein längeres und eindringliches Gespräch geführt“ und sei überzeugt, „dass Herr Prof. Hoppe in seinem Dienst und Auftrag als Lehrer an unserer Fakultät keine für die Disziplin und Lehre des Heiligen Vaters abträgliche Position vertreten wird“, er „erachte damit die Sache den Umständen entsprechend erledigt zu haben“. Das sah *Ratzinger* aber anders. Im Februar 1995 forderte er den Bischof auf, von *Hoppe* einen öffentlichen Widerruf zu verlangen. Auf die (bibel-)theologischen Argumente des Leserbriefs ging der Präfekt der Glaubenskongregation nicht ein. Zu dem Widerruf war *Hoppe* nicht bereit. Der Bischof

² Walter Groß, Bericht der päpstlichen Bibelkommission, 1976, in: ders. (Hg.) *Frauenordination, Stand der Diskussion in der Katholischen Kirche*, München 1996, 25-31. Vgl. S. 25f.; zit. nach: Susanne Andrea Birke, *Wie Traditionen konstruiert werden Zur Frage der Frauenordination in der Kirchengeschichte*. Impulsreferat am 28.10.2006 in Luzern; <http://www.kirchlichegleichstellung.ch/wp-content/uploads/2006-10-28-Frauenordination-in-der-Kirchengeschichte.pdf>.

³ Susanne Andrea Birke, *Wie Traditionen konstruiert werden Zur Frage der Frauenordination in der Kirchengeschichte*. Impulsreferat am 28.10.2006 in Luzern; <http://www.kirchlichegleichstellung.ch/wp-content/uploads/2006-10-28-Frauenordination-in-der-Kirchengeschichte.pdf>.

⁴ https://bonndoc.ulb.uni-bonn.de/xmlui/bitstream/handle/20.500.11811/1022/L%C3%BCcke_Lehramt.pdf?sequence=1&isAllowed=y.

schlug dem Exegeten vor, ihm eine ausführliche Erklärung zu schicken, die er fürsprecherisch nach Rom weiterleiten wolle. In seiner reichlich gewundenen Erklärung stellte *Hoppe* u.a. fest, dass „*Ordiatio Sacerdotalis*“ einen „Endgültigkeitscharakter beansprucht und sich infolgedessen alle Gläubigen der Kirche verbindlich daran zu halten haben“. Auch *Franz Mußner*, emeritierter Exeget der Regensburger Theologischen Fakultät und ehemaliger Kollege des ebenfalls damals dort als Theologieprofessor tätigen *Joseph Ratzinger*, legte Fürsprache für *Hoppe* ein. Am 13.9.1995 antwortete der Präfekt der Glaubenskongregation und dankte dem Bischof für sein „rasches Einschreiten“, er vertraue auf „künftige Wachsamkeit hinsichtlich der Aktivitäten von *Prof. Hoppe*“. Der Exeget hatte noch einmal seinen Kopf aus der Schlinge gezogen und war „gnädig“ behandelt worden.

„Wir sind noch zu wenig kultiviert, um das Anderssein des anderen zu respektieren“

Zurück zu den Ausführungen *Voderholzers*! Ich möchte zuerst auf seine anthropologischen Ausführungen im Anschluss an *Jörg Splett* eingehen. *Voderholzer* zitiert aus dessen philosophischer Anthropologie: „Wir sind noch zu wenig kultiviert, um das Anderssein des anderen zu respektieren; nach wie vor wird Andersheit als Verneinung aufgefaßt und diese Negation wird dann als Mindersein interpretiert“⁵. Es wird nicht erläutert, was *Splett* mit dieser „Andersheit“ meint und warum sie als „Verneinung“ oder gar „Mindersein interpretiert“ wird. Eine derart undifferenzierte Pauschalisierung sollte einem gestandenen Philosophen nicht unterlaufen. Sie lädt zur Missdeutung geradezu ein. *Voderholzer* nutzt das aus: „Vor diesem Hintergrund wird es nach *Splett* verständlich, daß der Abwertung der Frau vielfach durch Leugnung oder Minimalisierung des Unterschieds zu begegnen versucht wird. Je geringer oder marginaler der Unterschied, desto besser begründet erscheint dann die

Gleichheit und Gleichstellung.“ *Voderholzer* meint offenbar (ob *Splett* das auch so sieht, sei dahingestellt): Je deutlicher die Betonung der „Andersheit“, desto mehr „Kultur“. Also: „Kultur der Andersheit“ heißt gegenüber Frauen in der katholischen Kirche: Keine Ordination, die ist dem Mann vorbehalten. Die Leugnung oder Minimalisierung des Unterschieds – sprich: eine Ordination der Frau – würde, so die skurrile Folgerung *Voderholzers* - ihre Abwertung bedeuten. Die Verweigerung der Frauenordination ist für *Voderholzer* offensichtlich eine Kulturleistung ersten Ranges.

Peinlich an dieser verqueren „Argumentation“ *Voderholzers* ist, dass *Splett* genau das Gegenteil vertritt. Er und seine Ehefrau *Ingrid* haben sich am 3. Februar 2019 in einem Offenen Brief an den Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, *Reinhard Kardinal Marx*, gewandt. Sie schreiben darin unter anderem: „Binden Sie sich selbst durch echte Gewaltenteilung - das passt besser zur Demut Christi und in den Rahmen der für alle geltenden Gesetze. Bauen Sie die Überhöhungen des Weiheamtes ab und öffnen Sie es für Frauen“⁶.

Die betroffenen Frauen empfinden *Voderholzers* Ablehnung der Frauenordination keineswegs als Hochschätzung ihrer „Andersheit“, sondern als Ausdruck ihres „Minderseins“. Das zeigt eine repräsentative Befragung im Auftrag der deutschen Bischofskonferenz (Inst. Allensbach 1993/97): 45% der Frauen meinen, dass die Kirche „ein fest gefügtes Frauenbild hat, das die einseitig familienorientierte, sich aufopfernde und sich dem Mann unterordnende Frau zum Leitbild erklärt.“ Dass die Frauen mit ihrer Meinung richtig liegen, bestätigt leider nur allzu deutlich ein Schreiben der Kongregation für die Glaubenslehre unter ihrem damaligen Präfekten Kardinal *Ratzinger* vom 31.7.2004 „an die Bischöfe der katholischen Kirche über die Zusammenarbeit von Mann und Frau in der Kirche und in der Welt“⁷: „Mann und Frau sind von Beginn der Schöpfung an unterschieden und bleiben es in alle Ewigkeit“, heißt es darin (12). Gleich zu Anfang befasst sich *Ratzinger* mit der „Rivalität der

⁵ Jörg Splett, *Der Mensch: Mann und Frau (= Familie in Kirche, Gesellschaft und Staat)*, Frankfurt 1980, 52–56; 53. Teilweise aufgenommen und fortgeführt in: Ders., *Mann- und Frau-sein als menschliche Grundbestimmungen. Ein Beitrag christlicher Philosophie*, in: *Katholische Bildung* 85 (1984) 396–408.

⁶ <https://www.domradio.de/themen/kirche-und-politik/2019-02-03/offener-brief-kardinal-marx>.

⁷ http://www.vatican.va/roman_curia/congregations/cfaith/documents/rc_con_cfaith_doc_20040731_collaboration_ge.html

Geschlechter“ (2). Den Frauen wird vorgeworfen, dass sie als Antwort auf die Missbräuche der männlichen Macht mit einer eigenen „Strategie des Strebens nach Macht“ antworten – zum Nachteil der Familie (2). Die Frau besitze „eine tiefgründige Intuition, dass das Beste ihres Lebens darin besteht, sich für das Wohl des anderen einzusetzen, für sein Wachstum, für seinen Schutz. Diese Intuition ist mit ihrer physischen Fähigkeit verbunden, Leben zu schenken“ (13). Das Papier wendet sich ausdrücklich gegen eine Diskriminierung der Frau in der Gesellschaft und bei der Arbeit. Frauen müssten zu „verantwortungsvollen Stellen Zugang haben“ (13) – in der Gesellschaft und bei der Arbeit, aber bitte nicht im kirchlichen Amt.

Postwendend forderte die Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) den Vatikan auf, den Ruf nach Zugang von Frauen zu Führungspositionen konsequenterweise „eins zu eins auch in der Kirche umzusetzen“. Die Vorsitzende der Katholischen Frauenbewegung Österreichs bezeichnete das Dokument als patriarchalisch und weltfremd.⁸ Eine „Kultur der Andersheit“, wie *Splett* sie wünscht, könnte vielleicht so aussehen, dass Frauen endlich die Möglichkeit erhalten würden, gerade wegen ihrer „Andersheit“, d.h. wegen ihrer „tiefgründigen Intuition, ...sich für das Wohl des anderen, für sein Wachstum, für seinen Schutz einzusetzen“, sich in idealer Weise als komplementärer Part im bisher „nur dem Mann zugänglichen“ Ordo zu bewähren und in der Gemeindepastoral fruchtbar und heilbringend einzubringen.

„Theologische“ Gründe

Voderholzer benennt nun einige „theologische“ Gründe, um seine Ablehnung der Frauenordination zu untermauern. Ich setze „theologisch“ bewusst in Anführungsstriche, weil sie eine ernstzunehmende Theologie konterkarieren.

Der Priester „in persona Christi“

Voderholzer zitiert die „Stellung und Funktion Christi in der Eucharistie“, die wegen der „natürlichen Ähnlichkeit“, die zwischen Christus und seinem Diener bestehen muss“, sakramental nur „von einem

Mann“ dargestellt werden kann, „andernfalls würde man in ihm schwerlich das Abbild Christi erblicken. Christus selbst war und bleibt nämlich ein Mann.“⁹ Warum zwischen dem (*übernatürlich* erhöhten) Christus und dem Priester am Altar eine „natürliche“ Ähnlichkeit bestehen muss, erklärt *Voderholzer* nicht. Offenbar kam ihm Mt 22,30 nicht in den Sinn: „Nach der Auferstehung werden die Menschen sein ... wie die Engel im Himmel“. Oder Gal 3,28: „In Christus“ gibt es „nicht mehr Mann und nicht Frau“. Der Theologe *Klaus P. Fischer* schreibt dazu kurz und klar: „‘Christus‘ ist für die Kirche jener Titel für Jesus, den Gott selbst an ihm beglaubigte, indem er ihn auferweckte und erhöhte. Deshalb ist die Männlichkeit aus Jesu Erdentagen für den himmlischen Christus bedeutungslos: Er steht über der Unterscheidung Mann/Frau. Anders gesagt: Wenn der irdische Jesus ein Mann war, so ist *Christus* kein Mann – der Geschlechtsunterschied ist passé“¹⁰. Das sollte eigentlich auch *Voderholzer* wissen.

Darüber hinaus stellt sich die Frage, wie sich die Aussage *Voderholzers* „Christus war und bleibt ein Mann“ (wohlgemerkt: der erhöhte *Christus*, nicht der irdische Jesus!) mit der Tatsache vereinbaren lässt, dass im orthodoxen Christentum viele bekannte Kirchenbauten „Sophien“-Kirchen sind (hebr.: chokmáh; griech.: sophía; lat.: sapientia [allesamt weibl.]). Sie sind nicht nach einer heiligen Person (z.B. der heiligen Sophia) benannt, sondern nach der „Weisheit“ als der weiblichen Seite Gottes. der „göttlichen Weisheit“. Prominenteste und berühmteste unter ihnen ist die Kathedrale in Konstantinopel, die Hagia Sophia (Heilige Weisheit). Bemerkenswert ist dabei, dass in den meisten dieser Sophienkirchen in der Apsis über dem Altar sich ein monumentales Mosaik oder ein Wandgemälde von *Jesus Christus* als Pantokrator befindet. Das legt die Identifikation der (weiblichen!) Sophia mit dem („männlichen“) Christus nahe. Die alte Kirche nahm offenbar das Pauluswort noch ernst, dass in Christus nicht mehr Mann und Frau zu gelten habe.

⁸ https://de.wikipedia.org/wiki/Schreiben_an_die_Bisch%C3%B6fe_der_katholischen_Kirche_%C3%BCber_die_Zusammenarbeit_von_Mann_und_Frau

⁹ *Inter insigniores* 5, http://www.vatican.va/roman_curia/congregations/cfaith/documents/rc_con_cfaith_doc_19761015_inter-insigniores_ge.html.

¹⁰ Klaus P. Fischer, „In persona Christi“ meint anderes als „in persona Jesu“; in: *Christ in der Gegenwart* 53/2017, 582.

„Kreuzesopfer und Mannsein“

Der im Jahr 2001 durch *Johannes Paul II.* zum Kardinal ernannte Münchener Dogmatiker *Leo Scheffczyk* (1920-2005) glaubt, einen zwingenden Zusammenhang zwischen Kreuzesopfer und Mannsein fordern zu müssen. *Voderholzer* beruft sich auf ihn. *Scheffczyk* weise „auf den Zusammenhang zwischen dem spezifischen Priestertum Christi und seiner höchsten Realisierung im Kreuzesopfer und dem Mannsein des Erlösers hin. Das ganze Leben und Wirken Jesu Christi sei auf den die Erlösung vollendenden Akt der Opferhingabe am Kreuz ausgerichtet gewesen: ‚Diesen Akt sollte und konnte keine Frau vollziehen, es sei denn, dass man die unmögliche Vorstellung von einer am Kreuz hängenden Frau akzeptiert. Also soll und kann eine Frau den Erlöser in diesem seinem höchsten Amt auch nicht repräsentieren. Dies vermag in voller Angleichung an den Erlöser in seinem Opfertod nur der männliche Priester zu vollführen“¹¹.

Zunächst: Es trifft nicht zu, dass nur Männer gekreuzigt wurden. *Flavius Josephus* berichtet von einer Frau namens Ide, die auf Befehl des Kaisers *Tiberius* gekreuzigt wurde¹². In Rom und im gesamten römischen Imperium wurden häufig Sklaven gekreuzigt, ihr Geschlecht wird normalerweise nicht erwähnt. Es darf aber angenommen werden, dass auch Frauen in vielen Fällen zu den Opfern gehörten. Denn nach römischem Recht gab es kollektive Bestrafungen: Wenn ein Sklave seinen Besitzer getötet hatte, konnten alle Sklaven im Haushalt gekreuzigt werden – Männer wie Frauen. Dass in römischen Quellen über die Kreuzigung von Frauen nicht berichtet wird, dürfte auch darauf zurückzuführen sein, dass nur Sklaven und Unfreie gekreuzigt werden durften – und wer findet das schon erwähnenswert?¹³ Wir wüssten wahrscheinlich auch nichts von der Kreuzigung eines Aufrührers aus der hintersten römischen Provinz, wenn dieser Galiläer nicht nach seinem Tod erst richtig Geschichte gemacht hätte.

¹¹ Leo Scheffczyk, Tradition und Weihevorbereitung. Zur Bedeutung der Überlieferung in der Auseinandersetzung um das Weiheamt der Frau, in: Ders. (Hg.), Diakonat und Diakonissen, St. Ottilien 2002, 107–148, 147f.

¹² Jüdische Altertümer 18,3; zit. nach: <https://de.switchcase.com/52605322>

¹³ <https://de.switch-case.com/52605322>.

In der neueren Theologie wird auch nicht mehr allgemein die These vertreten, das ganze Leben und Wirken *Jesu* sei auf die „Opferhingabe am Kreuz ausgerichtet“ gewesen. „Dass Jesus von einer Heilsbedeutung seines Sterbens gesprochen oder ihn gar als Opfer gedeutet hat, ist nicht zu beweisen. Es liegt jedoch im Blick auf seine Sendung und vor allem im Blick auf sein Handeln beim letzten Mahl nahe, dass er diesen Tod mit der Gottesherrschaft in Verbindung brachte und ihm von diesem Kontext her Bedeutung zusprach: als Ernstmachen mit der Botschaft vom Reich Gottes, mit der Forderung nach Gewaltlosigkeit, mit dem Verzicht auf Rache, mit dem Versuch, immer wieder neu anzufangen, mit der Hoffnung, dass Gott dem leidenden Gerechten und Gottesknecht Zukunft gewährt – und dies alles im grenzenlosen Vertrauens und der Hingabe an den Gott, den er Vater nannte. In diesem Sinne liegt Jesu Tod ganz in der Linie und Konsequenz seines Lebens. Wer davon spricht, dass Jesus für uns gestorben ist, muss darum zuerst sagen, dass er für uns gelebt hat. Wer plausibel machen möchte, dass er die Menschen durch seinen Tod erlöst hat, muss zuerst zeigen, wie er in seinem Leben erlösend gewirkt hat“¹⁴.

Für eine „repraesentatio“ des gekreuzigten Christus Jesus ist also durchaus auch die Frau geeignet.

„Mit übernatürlichem Schwergewicht beladene Geschlechterdifferenz“

Ein weiterer theologischer Kronzeuge *Voderholzers* ist der ebenfalls von *Johannes Paul II.* zum Kardinal ernannte Schweizer Theologe *Hans Urs von Balthasar* (1905-1988). Nach *Voderholzer* vertritt *Balthasar* die Ansicht, dass sich „die wahre Bedeutung der mit übernatürlichem Schwergewicht beladenen Geschlechterdifferenz erst aus der Perspektive der Offenbarung der göttlichen Liebe in Christus erschließt“. *Voderholzer* verrät allerdings nicht, wieso die „Geschlechterdifferenz“ mit einem „übernatürlichen Schwergewicht beladen“ sein soll. Vielleicht weil in der Bibel steht, dass Gott

¹⁴ Sabine Pemsel-Maier, Erlösung (erstellt: Febr. 2016): <https://www.bibelwissenschaft.de/wirelex/das-wissenschaftlich-religionspaedagogische-lexikon/lexikon/sachwort/anzeigen/details/erloesung/ch/10638fd8cc9fcb2f8b19490b9396abd1/#h9>

den Menschen „männlich und weiblich“ erschuf (Gen 1,17)? So übersetzt die neue Einheitsübersetzung, denn es wird im hebräischen Text nur festgestellt, dass es beim Menschen Männliches und Weibliches gibt. Der Text liefert keine Definitionen, wie etwas zu sein hat, sondern staunt darüber, wie wunderbar Gott die Welt gemacht hat. Darüber hinaus steht dort im gleichen Satz auch: „Gott schuf den *Menschen als sein Abbild*“. Ganz offensichtlich hat der Abbild-Gottes-Charakter des *Menschen* mehr Gewicht als die pure Geschlechterdifferenz Mann-Frau. *Balthasar* baut diese Differenz in übergebührender Weise aus: „Die natürliche geschlechtliche Differenz ist als Differenz befrachtet mit einem übernatürlichen Schwergewicht, von der sie selber nichts ahnt, so dass es außerhalb der christlichen Offenbarung zu mannigfachen Verbildungen dieser Differenz kommen kann, etwa in einem einseitigen Matriarchat oder Patriarchat, in einer Unterschätzung der Frau oder schließlich in einer alle Werte der Geschlechtlichkeit zerstörenden Gleichschaltung der Geschlechter. Erst aus der unzerstörbaren Differenz zwischen Christus und der Kirche (vorbereitet, aber noch nicht inkarniert in der Differenz zwischen Jahwe und Israel) fällt das entscheidende Licht auf das eigentliche Zueinander von Mann und Frau zurück“¹⁵.

Mit welchem Recht kann *Balthasar* ungeschützt behaupten, dass es außerhalb – offenbar für ihn *nur* außerhalb – „der christlichen Offenbarung zu mannigfachen Verbildungen dieser Differenz kommen kann“? Ist die Vergewaltigung von Nonnen durch Priester, wie sie in jüngster Zeit bekannt wurde, keine „Verbildung“? Ist die Männer-Hierarchie in der katholischen Kirche etwa keine Form des „Patriarchats“? Bis 2006 ließ sich der Papst sogar „Patriarch des Abendlandes“ nennen. Das Zweite Vatikanische Konzil fordert vehement die Anerkennung der „grundlegenden Gleichheit

¹⁵ Hans Urs von Balthasar, Welches Gewicht hat die ununterbrochene Tradition der Kirche bezüglich der Zuordnung des Priestertums an den Mann, in: Gerhard Ludwig Müller (Hg.), *Frauen in der Kirche*, Würzburg 1999, 254. Zum Phänomen der „Repräsentation“ vgl. auch: Ders., *Priesterliche Existenz*, in: *Sponsa Verbi*, Einsiedeln 1961, 388–433, 432f.: „Was wirklich (und nicht nur historisch, traditionell und bluthaft) Existenz in Repräsentation heißt, das wird vielleicht dem kommenden Geschlecht einzig noch das katholische Priestertum vorzeigen können.“

aller Menschen“: „Jede Form der Diskriminierung in den gesellschaftlichen und kulturellen Grundrechten der Person, sei es wegen des Geschlechts oder der Rasse, der Farbe, der gesellschaftlichen Stellung, der Sprache oder der Religion, muss überwunden und beseitigt werden, da sie dem Plan Gottes widerspricht. Es ist eine beklagenswerte Tatsache, dass jene Grundrechte der Person noch immer nicht überall unverletzlich gelten; wenn man etwa der Frau das Recht der freien Wahl des Gatten und des Lebensstandes oder die gleiche Stufe der Bildungsmöglichkeit und Kultur, wie sie dem Mann zuerkannt wird, verweigert“¹⁶. Wie sieht es in der katholischen Kirche damit aus? „Wer die Repräsentanz Gottes als Geschlechterkategorie begreift, hat seine eigene unchristliche Androzentrík auch nicht im Ansatz überwunden“ (*Hermann Häring*)¹⁷.

„Repräsentation des Vaters durch den Sohn erfordert das Mannsein“

Nach *Balthasar* erfordert die Repräsentation des Vaters durch den Sohn das Mannsein des Sohnes, nicht weil der Vater in einem biologischen Sinne Mann sei, sondern weil er als der absolute fruchtbare Ursprung keiner Befruchtung bedarf. Das könnte man – sogar noch treffender – auch genau anders herum sehen: Gott als der „absolute fruchtbare Ursprung“ bedarf keiner Befruchtung; er ist per se fruchtbar; darum ist er „Mutter“. Das bringt auch ein häufig zitiertes Wort des „33-Tage-Papstes“ *Johannes Paul I.* (1912-1978) zum Ausdruck. Am 10. September 1978 sprach er in einer Angelus-Ansprache von Gott als Vater (Papa), „aber noch mehr ist er Mutter“ (E' papà; più ancora è madre). Demnach wäre die Repräsentation Gottes durch eine Frau eher noch symbolträchtiger als die Repräsentation durch einen Mann.

„Frau beim Messopfer nicht ‚Repräsentantin‘ der Kirche“

Für *Balthasar* sei, so *Voderholzer*, die Frau von ihrem potentiellen Muttersein her auf den Mitvollzug eines inneren Opfers disponiert. „Die am Messopfer teilnehmende Frau fühlt sich nicht als ‚Repräsentantin‘

¹⁶ Zweites Vatikanisches Konzil, *Gaudium et Spes* 29.

¹⁷ <https://www.hjhaering.de/zwei-texte-aus-der-zeit-schrift-concilium-zum-ordinationsverbot-von-frauen/>

der Kirche, sie ist einfach ein Teil von ihr; ebenso wenig ‚repräsentiert‘ Maria unter dem Kreuz irgendetwas oder jemanden, sie ist nur sie selbst, die Mutter schlechthin, die zur ‚Entbindung‘ von ihrem Kind ihr nie unterbrochenes Jawort gibt“¹⁸.

Sicher hat eine symbol-ontologische Erschließung des Kreuzigungsgeschehens und des eucharistischen Mahles ihre Berechtigung. Sie ist aber kein hinlänglicher Grund, um derart tiefgreifende Strukturen wie den Ausschluss der Frau vom priesterlichen Dienst zu rechtfertigen. Zumal andere, nicht minder symbolträchtige Aspekte wenig oder gar keine Berücksichtigung finden (Eucharistie: Brot brechen, Kelch für alle; Kreuz: keinerlei Prachtentfaltung, wie sie in der Kirche noch immer praktiziert wird). Auch ist es nach dem heutigen Stand der Exegese nicht mehr vertretbar, den „Opfercharakter“ der Eucharistiefeier so stark herauszustellen und sie ausschließlich als „Messopfer“ zu bezeichnen. Die Eucharistie ist in der Tradition *Jesus* ein Gedächtnis- und/oder Vergegenwärtigungsmahl. Sie erwächst aus dem Erbe des jüdischen Pesach- und des jüdisch-hellenistischen Freundschaftsmahls. Die vielfachen Formen vorösterlicher Mahlgemeinschaften um und mit Jesus, zugespitzt und vollendet im Letzten Abendmahl, prägen die Grundgestalt der eucharistischen Feier. *Jesus* hat im Zeichen des gemeinsamen Mahlhaltens zu Lebzeiten die neue Gottesgemeinschaft gefeiert und diese Linie bis zum Letzten Abendmahl durchgehalten. Die Eucharistie ist ein Mahl mit dem Gekreuzigt-Auferstandenen. Im nachösterlichen Gedenken an das letzte Mahl *Jesus* mit seinen Freunden hieß das Mahl schlicht „Brotbrechen“ (Lk 24,35; Apg 2,42). In frühchristlicher Zeit handelte es sich dabei „um ein wirkliches Essen und Trinken, dem auch, und zwar wesentlich, das Ziel der Sättigung innewohnte“¹⁹. Dass es dabei offenbar zu regelrechten Gelagen kam, bezeugt der Erste Brief an die Gemeinde von Korinth (1 Kor 11,20 f.). Von einem eigens für die Leitung dieses Mahles „geweihten“ Priester, der „in persona Christi“ handelte, wissen die neutestamentlichen Schriften nichts. Beim Herrenmahl stand der Gedanke im Vorder-

grund, dass der auferweckte Jesus Christus selbst der eigentliche Leiter und Gastgeber dieser Feier ist (vgl. Lk 24,28-35). Darum dürften mit ziemlicher Sicherheit auch Frauen das Herrenmahl geleitet haben, zumal wenn es in ihrem Haus geschah.

Einsicht in die Bedingtheiten der Argumentation

Voderholzer gibt zu, dass er „keinen Beweis vorlegen“ wolle, aus dem folge, dass es in Bezug auf das Verbot der Frauenordination so sein *müsse*. „Vielmehr werde versucht, das ‚zugegebenermaßen kontingente Faktum vom inneren Gefüge des Glaubens her als sinnvoll zu verstehen“²⁰. Wenn dem so ist, warum wird dann solch enormer Aufwand an Gehirnschmalzacrobatik für den Versuch getrieben, um auf etwas zu insistieren, was, weil nur „kontingentes Faktum“, auch anders gehandhabt werden könnte – nämlich durch die Ordination auch von Frauen? Geschieht das nur deshalb, weil nicht sein kann, was nicht sein darf? Weil die Männer in der Kirche ihre Alleinherrschaft nicht aufgeben wollen? Verbirgt sich hinter der Zölibatsforderung für alle Altardiener ein archaischer Reinheitskult, der verlangt, dass Heiliges nur „rein“, mit „reinen Händen“ berührt werden darf? Als Inbegriff dafür stehen die Reinheitsvorschriften im Buch Levitikus (Kap. 11–15). Unreinheit zieht man sich zu durch das Essen bestimmter Nahrungsorten, durch Berühren von Toten, besonders aber durch Beflecktwerden mit Sexualstoffen, mit Mannessamen sowie Menstruations- und Geburtsblut. Befleckend wirkt auch ehelicher Beischlaf: Es müssen „sich beide in Wasser baden“. Ebenso ist die Frau nach der Geburt „unrein“ und bedarf eines „Sühnopfers“.

Wenn ein Papst – offenbar unter Berufung auf seine ihm von Ersten Vatikanischen Konzil zugesprochene „Unfehlbarkeit“ – meint, etwas Kontingentes „endgültig“ verbieten zu können, was ein anderer Papst – ebenfalls unter Berufung auf seine „Unfehlbarkeit“ – wieder „endgültig“, weil kontingent, erlauben könnte, dann kommt das ohnehin auf höchst wackligen Füßen stehende Dogma von der päpstlichen Unfehl-

¹⁸ Hans Urs von Balthasar, Gedanken zum Frauenpriestertum (wie in Anm. 8), 264.

¹⁹ Paul. Neuenzeit, Das Herrenmahl, StANT 1, München 1960, 73.

²⁰ Joseph Ratzinger, Das Priestertum des Mannes – ein Verstoß gegen die Rechte der Frau? in: Müller (Hg.), Frauen in der Kirche (s.o. A. 8), 267–277; 271.

barkeit ins Rutschen. Mit verheerenden Folgen für die gesamte „unfehlbare“ Lehre der Kirche.

Suche nach der „Wahrheit“ theologischer Aussagen

Doch die Suche nach der „Wahrheit“ theologischer Aussagen kann und muss weitergehen. Kein Papst hat das Recht, einen Stillstand zu verordnen und etwas als „endgültig“ zu bezeichnen. Die „Wahrheit“ ist stets größer als ihre sprachliche Fassung und deshalb prinzipiell immer der fortschreitenden Differenzierung, Erweiterung und Vertiefung – und damit auch einer formellen und formalen Veränderung – zugänglich.

Die Aufgabe der ständigen Suche nach der „Wahrheit“ kommt allen Gliedern der Kirche zu. Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil werden sogar die „geweihten Hirten“ aufgefordert, den „klugen Rat“ der „Laien“ zu benutzen. „Mit väterlicher Liebe sollen sie Vorhaben, Eingaben und Wünsche, die die Laien vorlegen, aufmerksam in Christus in Erwägung ziehen. [...] Aus diesem vertrauten Umgang zwischen Laien und Hirten kann man viel Gutes für die Kirche erwarten“²¹. In besonderer Weise sind die Theologen und Theologinnen aufgefordert, in einer von Loyalität geprägten und wissenschaftlich adäquaten Art und Weise zum Aufbau der Kirche beizutragen. Das gilt auch für die Frage der Frauenordination. Die theologische Wissenschaft hat sich schon seit 1960 immer wieder intensiv mit der päpstlichen Lehre auseinandergesetzt, dass Frauen nicht zur Ordination zugelassen werden. Warum verschweigt *Voderholzer* die zahlreichen Theologinnen und Theologen, die schon vor 2006, als sein Aufsatz erstmals erschien, mit guten Argumenten für die Ordination von Frauen eintraten?²² *Voderholzer* glaubt, auch in

der aktualisierten Fassung seines „wissenschaftlichen“ Beitrags, diese wichtigen Beiträge allesamt ignorieren zu können. Das hat mit Wissenschaftlichkeit, wie sie von einem ehemaligen Dogmatikprofessor und derzeitigem Mitglied der Kongregation für die Glaubenslehre zu erwarten wäre, wenig zu tun und erweckt den Ideologieverdacht.

„Fehlbare“ Begründung für ein „unfehlbares“ Verbot

Auch die Überlegungen von *Klaus P. Fischer*²³ nimmt *Voderholzer* nicht zur Kenntnis. Aus naheliegenden Gründen. Denn *Fischer* konstatiert eine „fehlbare“ Begründung für das „unfehlbare“ Verbot der Frauenordination: „Die ‚definitive‘ Zurückweisung durch die letzten Päpste macht ratlos. Wie kann eine Erklärung bindend, endgültig sein, wenn die Begründung weder konsistent noch einsichtig erscheint? So wird landauf, landab gefragt. Müsste eine definitive Entscheidung nicht Gründe vorlegen, die verständige Gläubige einsehen, zumal eine Lehrentscheidung

„Vollmacht der Frauen – Zukunft der Kirche“ (<https://www.hjhaering.de/zwei-texte-aus-der-zeitschrift-concilium-zum-ordinationsverbot-von-frauen>); Manfred Hauke, Die Problematik um das Frauenpriestertum vor dem Hintergrund der Schöpfungs- und Erlösungsordnung, Paderborn 41995, 59 ff.; Wolfgang Beinert, Dogmatische Überlegungen zum Priestertum der Frau; in: W. Groß (Hg.), Frauenordination, München 1996; Peter Neuner, Ekklesiologie, in: Glaubenszugänge, Bd. 2, hg. v. W. Beinert, Paderborn 1995, 553 f.; Bibliographie zur Frauenordination: Wolfgang Bock/Wolfgang Lienemann (Hgg.), Frauordination. Studien zu Kirchenrecht und Theologie Bd. III, Heidelberg 2000, 261-292, (<https://www.theology.de/downloads/frauenordination.pdf>); Medard Kehl, Die Kirche, Würzburg 42001, 450-459; Reinhold Stecher, in: Anmerkungen zur Frauenordination, in: imprimatur, Heft 2/2002; Peter Hünermann, Die Stellung der Frau in der Römisch-katholischen Kirche u. der Streit um die Frauenordination, in: Orthodoxes Forum 16 (2002), 203-212; Joseph Schumacher, Warum die Frau in der katholischen Kirche nicht Amtsträger sein kann; Vortrag vor der Arche in Potsdam am 5. 8. 2003; <http://www.theologie-heute.de/Frauenpriestertum.pdf>; Sabine Demel, Ungeliebte Kinder Gottes?, in: Stimmen der Zeit 222 (2004) 157-170; Georg Kraus, Frauenordination. Ein drängendes Desiderat in der katholischen Kirche; in: Stimmen der Zeit 12/2011, 795-803; Margit Eckholt u.a. (Hgg.), Frauen in kirchlichen Ämtern. Reformbewegungen in der Ökumene, Freiburg/Göttingen 2018.

²³ Klaus P. Fischer, Unfehlbar trotz fehlbarer Argumente? Erwägungen zur Frage der Priesterweihe von Frauen; in: Christ in der Gegenwart 20/2019, 218-219.

²¹ Zweites Vatikanisches Konzil, Lumen Gentium, Art. 37.

²² Vgl. u.a.: Gertrud Heinzelmann (Hg.), Wir schweigen nicht länger! Frauen äußern sich zum Zweiten Vatikanischen Konzil, Zürich 1964; Ida Raming, Der Ausschluß der Frau vom priesterlichen Amt: gottgewollte Tradition oder Diskriminierung? Köln 1973; Karl Rahner, Priestertum der Frau?, Stimmen der Zeit 195 (1977), 291-301; „Concilium“ (Themenheft zur Frage der Frauenordination „Die Weigerung, Frauen zu ordinieren“, 35 (1999), Nr. 3; Hermann Häring, „Von Jesus nicht ermächtigt? Eine Analyse des römischen Dokuments“ und

nur endgültig (unfehlbar) sein kann, wenn sie als Gottes Botschaft in Christus eindeutig erkennbar ist – und zwar nicht nur für Spezialisten, eine Minderheit, sondern für ‚alle Menschen Seines Wohlgefallens‘. [...] Die Christenheit steht vor der Alternative: Entweder sie öffnet sich dem ‚je immer größeren Gott‘ – oder sie versteinert zum Fossil. Derselbe Papst, der glaubte, ein ‚endgültiges‘ ‚Nein‘ zur Frauenordination sprechen zu müssen, half mit, den Konflikt um Galileo Galilei nach 360 Jahren beizulegen. Johannes Paul II. erklärte öffentlich: Galilei war ‚merkwürdigerweise weitsichtiger als seine theologischen Gegner‘, die nicht ‚zwischen der Heiligen Schrift und ihrer Deutung zu unterscheiden‘ wussten. Es gab kirchliche Entscheide, die nur in einem überholten Weltbild Geltung hatten.“

Das hier deutlich werdende Vorgehen *Vorderholzers*, eines Mitglieds der Kongregation für die Glaubenslehre, lässt Rückschlüsse auf die Arbeit dieser Kommission zu. Ein ehemaliger Bundesrichter, dem ich *Vorderholzers* Beitrag ebenfalls zur Kenntnisnahme zuschickte, trifft mit seinem Urteil genau die Situation: „Der Artikel des Hwst. Herrn hat mich alsbald gelangweilt; ich konnte ihn nicht zu Ende lesen! Ich bin zur Überzeugung gekommen, dass der ganze Austausch von Argumenten und Gegenargumenten nichts nützt, weil auf unterschiedlichen Ebenen argumentiert wird: Die Herren der Kirche diskutieren von einem göttlichen Christus aus, wie sie ihn sich auf dem Hintergrund griechischer Vorstellungen selbst geschaffen haben. Sie sehen deshalb keine Veranlassung, über andere Gedanken ernsthaft nachzudenken! Wir hingegen versuchen von einem Jesus auszugehen, wie er uns im Neuen Testament entgegentritt. [...] Hinzu kommt, dass auch die Amtskirche behauptet, es gehe ihr um das Evangelium, während man sich nicht des Eindrucks erwehren kann, es gehe ihr vorwiegend um den Erhalt ihrer Strukturen und Traditionen. Ich halte deshalb die ganzen Angebote zum Dialog für zwecklos! Der Karren ist verfahren!“

Zunehmende Infallibilisierung

Beim gesamten Fragenkomplex der Frauenordination ist eine zunehmende Infallibilisierung zu beobachten, eine Tendenz zur „Unfehlbarmachung“ päpstlicher Aussagen. In „*Inter insigniores*“ (1976) hatte Papst

Paul VI. noch argumentiert und differenziert und sogar seine Sympathie für die anders Denkenden signalisiert: Er würdigte das positive Anliegen der Männer und Frauen, die die Frauenordination in die Diskussion einbrachten, nämlich ihre Sorge um die Verkündigung des Evangeliums in der heutigen Zeit. „Die Kirche hält sich aus Treue zum Vorbild ihres Herrn nicht dazu berechtigt, die Frauen zur Priesterweihe zuzulassen. Gleichzeitig ist die Kongregation der Meinung, dass es in der gegenwärtigen Situation nützlich ist, diese Haltung der Kirche näher zu erklären, da sie von einigen vielleicht mit Bedauern zur Kenntnis genommen werden wird.“ Mit „*Ordinatio sacerdotalis*“ (1994) werden zuerst die „Argumente“ *Pauls VI.* von 1976 wiederholt. Dann aber wird von *Johannes Paul II.* rigoros verfügt: „Damit jeder Zweifel bezüglich der bedeutenden Angelegenheit, die die göttliche Verfassung der Kirche selbst betrifft, beseitigt wird, erkläre ich kraft meines Amtes, die Brüder zu stärken (vgl. Lk 22,32), dass die Kirche keinerlei Vollmacht hat, Frauen die Priesterweihe zu spenden, und dass sich alle Gläubigen der Kirche endgültig an diese Entscheidung zu halten haben“²⁴. Und 2015 erklärt der derzeitige Präfekt der Kongregation für die Glaubenslehre, Erzbischof *Luis Ladaria*: „Angesichts des klaren Lehraktes des Papstes, der ausdrücklich an die ganze katholische Kirche gerichtet ist, haben alle Gläubigen ihre Zustimmung zur darin enthaltenen Lehre zu geben, [...] weil diese Lehre zum Glaubensgut der Kirche gehört“. Diese Lehre der Kirche sei „endgültig und unfehlbar“²⁵.

Was Papst *Johannes Paul II.* als „unfehlbare Lehre“ verkündete (jedenfalls nach Aussage von *Ladaria*), ist nach dem einhelligen Urteil namhafter Theologen schlicht und einfach „fehlbar“. Und damit wird die Sache für das gesamte kirchliche Lehrgebäude zu einer „tödlichen Bedrohung“: „Jetzt erweist es sich als die Achillesverse eines zentralen Reformprojekts, denn seit *Ladarias* verständlicher Intervention haben wir den Papst nicht mehr wie selbstverständ-

²⁴ *Ordinatio sacerdotialis* Nr. 4; https://w2.vatican.va/content/john-paul-ii/de/apost_letters/1994/documents/hf_jp-ii_apl_19940522_ordinatio-sacerdotialis.html.

²⁵ http://www.vatican.va/roman_curia/congregations/cfaith/ladaria-ferrer/documents/rc_con_c-faith_doc_20180529_caratteredefinitivo-ordinatio-sacerdotialis_ge.html.

lich auf unserer Seite und nüchtern besehen hat er recht. Denn nach allen uns zur Verfügung stehenden Regeln des herrschenden Systems bleibt uns keine andere Möglichkeit: die Ordination von Frauen bleibt für alle Zeiten nicht nur ungültig, sondern auch unwirksam. Wer diese Forderung ablehnt, wird sozusagen zum Verfassungsfeind, weil er nicht nur eine Detailfrage, sondern ganz grundsätzlich die Autorität des katholischen Lehramts leugnet. So gesehen bleiben wie bei jedem absolutistischen System nur noch Unterwerfung oder Widerstand.“ So der Theologe *Hermann Häring* in seinem Blog²⁶.

Ungewollt entwickelt sich die Frage der Frauenordination zu einer Frage nach dem von Papst *Pius IX.* gegen heftigen Widerstand vieler Bischöfe durchgepeitschten Unfehlbarkeitsdogma von 1870. Dazu nochmals *Hermann Häring*: „Die Geschichte hat seit 1870 das Unfehlbarkeitsdogma als einen königlichen Weg kirchlicher Selbstbestätigung entlarvt. Wer seinem unterschwelligem Narzissmus auf die Spur gekommen ist, wundert sich nicht mehr über seine vielfach brüchigen Begründungen. Da gibt es eine klassische Liste von hochoffiziellen päpstlichen Irrtümern, die auch 1870 von den Kritikern ohne Erfolg vorgetragen wurde. Auch widersprechen ernste Indizien der Autorität des 1. Vatikanum, das die Unfehlbarkeit dogmatisierte. Dieses Konzil war (wie alle Konzilien des 2. Jahrtausends) nicht ökumenisch, repräsentierte nicht einmal hinreichend die römisch-katholische Kirche. Seine Teilnehmer waren in ihren Meinungsäußerungen nicht frei und die führende Konzilslogik verfiel sich in einem fragwürdigen Zirkel. Man erklärte sich für unfehlbar, um in dieser vorweggenommenen Vollmacht die eine Unfehlbarkeit festzustellen“²⁷

Was ist von einem Dogma zu halten, an dem immer mehr Bischöfe und Theologen (von den Laien ganz zu schweigen) ihre Zweifel haben? Von fehlbaren Aussagen, die unter Berufung auf das Unfehlbarkeitsdogma für „unfehlbar“ erklärt werden? Was könnte es bringen, wenn bei einer kommenden Bischofssynode oder gar bei einem neuen Konzil die Diskussion dazu

freigegeben wird, mit der Tendenz, eine Revision dieses fragwürdigen Dogmas herbeizuführen? Nach *Walter Kasper* ist jedes Dogma „relativ, insofern es dienend, hinweisend auf das ursprüngliche Wort Gottes bezogen ist, und es ist relativ, insofern es auf die Fragestellungen einer bestimmten Zeit bezogen ist und dem rechten Verständnis des Evangeliums in ganz konkreten Situationen dient“²⁸ Es wäre im Hinblick auf die weithin verloren gegangene Glaubwürdigkeit des kirchlichen Lehramtes viel gewonnen, wenn Papst und Bischöfe die ohnehin vielen Insidern längst bekannten Hintergründe für das Zustandekommen des Unfehlbarkeitsdogmas von 1870 selbstkritisch offenlegen, sich zu den dort gemachten Fehlern bekennen und eine Revision einleiten.²⁹

Gregor Tischler

Ein Brief aus gegebenem Anlass

Vorbemerkung

Der folgende "offene Brief" hat eine längere Vorgeschichte. Unser Autor, der schon mehrere Beiträge in dieser Zeitschrift veröffentlicht hat, war 40 Jahre Religionslehrer an einem bayerischen Gymnasium und ist inzwischen fast ebenso lang in der Erwachsenenbildung tätig. Er wurde seit Jahrzehnten immer wieder von konservativen Kirchenfreunden angegriffen; manche Schülereltern versuchten z.B., ihm durch Denunziation beim Bischof (wenn auch vergeblich), die Lehrerlaubnis entziehen zu lassen. Doch er hatte auch andere (weniger gefährliche) Widersacher - im Bekanntenkreis und vor allem in VHS-Kursen -, die oft in herablassender und aggressiver Weise alles ablehnten, ja, bekämpften, was ir-

²⁶ Eine tödliche Bedrohung? Zur Diskussion um vermeintlich unfehlbare Aussagen. Veröffentlicht am 3.6.2018 in: <https://www.hjhaering.de/>

²⁷ Ebd.

²⁸ Walter Kasper, *Die Methoden der Dogmatik. Einheit und Vielheit.* München 1967, 38.

²⁹ Vgl.: Norbert Scholl, *Päpstliche Unfehlbarkeit. Warum eine kritische Revision jetzt notwendig ist;* Stimmen der Zeit 7/2018, 483-493.

gendwie mit Kirche und Christentum zu tun hat. Für Hinweise auf humanitäre und kulturelle Errungenschaften blieben sie in der Regel taub oder hatten nur ein müdes Lächeln übrig. Karlheinz Deschners "Kriminalgeschichte des Christentums" schien ihre Bibel zu sein.

Oft hörte Tischler das "Argument", bei den prächtigen Kirchenbauten handle es sich doch nur um versteinerte Machtdemonstrationen, um Propagandamittel, um das Volk dumm und unterwürfig zu halten. Tischler legt Wert darauf, seinen Brief als Denkanstoß und Einladung zu lebhafter Diskussion, gerade unter kritisch denkenden Christen, zu denen er sich selbst zählt, zu verstehen.

Sehr respektierte Atheistinnen und Atheisten!

Im Laufe eines langen Berufslebens als Religionslehrer und Referent in der Erwachsenenbildung hatte ich des Öfteren mit einigen von Euch zu tun, seien es Mitglieder im Bund für Geistesfreiheit, in der Humanistischen Union oder auch politisch eher links Stehende, die Religion bestenfalls als Opium verstanden und verstehen. Meist überlagerte in den Gesprächen freilich die Kritik an den Ansichten und Strukturen der Kirche(n) die Auseinandersetzung mit der Gottesfrage selbst. Aber da Gott eben die Hauptfigur des christlichen Glaubens und des kirchlichen Lebens ist, fällt die Ablehnung der Kirche(n) und der Existenz Gottes häufig in eins.

Nun ist es ja nicht so, dass eine umfangreiche und an Fakten orientierte Kritik nicht völlig berechtigt wäre. Die dunklen Kapitel der Kirchengeschichte sind mehr als bloße Schandflecken. Und der kirchenamtliche Umgang mit den Missbrauchsfällen ruft auch bei mir heftige Empörung hervor (und liefert Euch natürlich eine große Argumentationshilfe...).

In zahlreichen Gesprächen mit bekennenden Atheisten wurde ich immer wieder auch mit traumatischen Erlebnissen in ihrer Angst machenden religiösen Erziehung konfrontiert. Das kann ich gut mitfühlen. In einem strengkatholischen Elternhaus aufwachsend, hatte ich als Kind permanent Angst vor einem Gott, der mich wegen eines einzigen lustvollen Gedankens zur Hölle verdammen konnte. Aber später, als

Heranwachsender, hatte ich das Glück, mich freizuschwimmen und differenzieren zu lernen (vor allem meinen Lehrern an der Uni Regensburg sei nachträglich nochmals gedankt).

Differenzieren - ich glaube, das ist Euer Problem, das Grundproblem eines "kämpferischen" Atheisten. Übrigens lernte ich niemanden kennen, der, wenn ich ihn so bezeichnete, beleidigt gewesen wäre. Man verstand das wohl eher als Kompliment. Aber zur Sache: Wenn ich bei den lebhaften Diskussionen vorbrachte, es gebe eben nicht nur eine Kriminalgeschichte des Christentums - die auch! -, sondern genauso eine Geschichte christlicher Kultur und Humanität, so stieß ich fast immer auf verschlossene Ohren.

Und nun, aus ganz aktuellem Anlass, habe ich eine Frage an Euch, die mir unter den Nägeln brennt: Was habt Ihr am Abend des 15. April 2019 empfunden und gedacht, als die Nachrichten und Bilder vom Brand der Kathedrale Notre-Dame kamen? Wart Ihr genauso entsetzt und traurig wie ich - oder habt Ihr auch ein wenig Schadenfreude empfunden, dass so ein Symbol kirchlicher Machtgeschichte der Gefahr der Zerstörung ausgeliefert war?

Genau dieses Argument hörte ich von Erwachsenen leider schon öfter: Kirchenbauten seien doch nichts anderes als Demonstrationen der Macht, um das unwissende Volk in Ehrfurcht und Abhängigkeit zu halten. Da mag was dran sein. Aber es ist nicht einmal die halbe Wahrheit. Kirchenbauten sind Wahrzeichen der Frömmigkeit und Wesensmerkmale abendländischer Kultur - die wir heute, im Zeitalter von Trump, Xi und Erdogan wieder mehr schätzen lernen sollten, was übrigens auch für einige "christliche" Machthaber von Brasilien bis Polen gelten sollte ... Und doch: Ohne die Christianisierung Europas im Mittelalter, da sind sich die bedeutendsten Historiker einig, wären wir sicher keine "Europäer" im heutigen Sinn. Aber noch einmal: Damit ist die "Kriminalgeschichte" natürlich nicht ausgeglichen oder gar aufgehoben.

Mit dem Jahr 1968 verbinden wohl die meisten gedanklich Studentenunruhen, vor allem die von Paris im Mai jenes Jahres. Vielleicht denkt man auch an den Prager Frühling und den Einmarsch in der Tschechoslowakei. Wahrscheinlich aber werden sich nur wenige an den Abriss der im 2.

Weltkrieg fast unbeschädigt gebliebenen Leipziger Universitätskirche, der ältesten Deutschlands, erinnern. Das geschah nach langer Planung am 30. Mai desselben Jahres. Unschwer zu erraten, wer die Zerstörung angeordnet hat (Islamisten waren es jedenfalls nicht).

Stellt Euch bitte das für mich äußerst Grauenvolle vor: Nicht nur Notre-Dame, sondern alle Kathedralen und Kirchen der Christenheit, von den Domen Italiens bis zu den Backsteinkirchen Norddeutschlands, von der Kathedrale von Palma bis zu denen von Chartres, Reims und Edinburgh, Wien und Köln, die Münster von Freiburg, Ulm und Straßburg, die Barockkirchen Bayerns und Oberschwabens und so weiter und so fort - sie alle würden ein Raub der Flammen. Wäre das Euer Triumph, der Triumph des Atheismus und der Menschenfreundlichkeit?

Nein, ich kann und will nicht glauben, dass Ihr so denkt. Barbaren gab es zwar immer wieder, und nicht wenige darunter, die im Namen der Humanität und Gerechtigkeit zu handeln vorgaben. Das Kloster Cluny, ein herausragendes Monument europäischer Kulturgeschichte, wurde im Namen der "Vernunftreligion", die mit der Französischen Revolution zu herrschen begann, zerstört - und Notre-Dame dem Zerfall überlassen. Dass Stalin ungezählte orthodoxe Kirchen abreißen oder zweckentfremden ließ, geschah ausdrücklich im Namen eines Staatsatheismus, welcher Religion, Glaube und Kirche als nichts anderes als Fortschrittsfeinde und Hindernisse auf dem Weg zur Freiheit des Sozialismus und Kommunismus sah.

Ja, es ist wahr: Im Namen des Christentums kam es zu furchtbarem Geschehen. Ich bin jedoch überzeugt, dass ein "intellektueller" Mensch, der sich - dennoch - als Christ und - gerade deshalb - als Verfechter der Humanität versteht, schärfer erkennen kann, was unsere europäische, abendländische Kultur ausmacht.

Aber vielleicht führt ja der verheerende Brand von Paris zu neuer Nachdenklichkeit. Vielleicht ist die Hoffnung des Pariser Erzbischofs Michel Aupetit nicht ganz unbegründet, das Bewusstsein für die Bedeutung von Kirche könnte nach dem Unglück wieder zunehmen...

Ja, Europas Wurzeln gründen tief. Wenn wir sie ausreißen, stürzen wir selbst nur noch tiefer. Und ja, es wäre auch an der Zeit, eine "Kriminalgeschichte des Atheismus" zu schreiben!

Den folgenden Brief an Kardinal Walter Kasper drucken wir, außer der letzten Seite, ab, weil er eine Unrechtsstruktur in der heutigen katholischen Kirche exakt wiedergibt (Red.).

Ida Raming

Brief an Kardinal Kasper

12.06.2019

Herrn
Kardinal Walter Kasper
Piazza della Città Leonina
00193 Roma

Sehr geehrter Herr Kardinal,
In Sorge um Fehlentwicklungen in der gegenwärtigen römisch-katholischen Kirche, die dem Geist Jesu Christi fundamental widersprechen, wende ich mich an Sie.
Ich beziehe mich dabei u.a. auf ein Interview, das Sie am 04.06.19 der „Frankfurter Rundschau“ gegeben haben.

Sie erklären darin, dass Sie die Priesterweihe von Frauen in der katholischen Kirche für ausgeschlossen halten. Papst Johannes Paul II. habe „endgültig festgehalten“, dass die Kirche keine Vollmacht zur Priesterweihe von Frauen habe. Daran sehe sich auch Papst Franziskus gebunden.

Außerdem verweisen Sie auf eine „ununterbrochene Tradition“ auf der Grundlage des Neuen Testaments nicht nur in der katholischen Kirche, sondern in allen Kirchen des ersten Jahrtausends, „wonach die Priesterweihe und entsprechend die Bischofsweihe Männern vorbehalten ist.“

Zu Ihren Ausführungen möchte ich Stellung nehmen, und zwar öffentlich, wie Sie es auch in Ihrem Interview getan haben.

Gestatten Sie bitte, dass ich mich zunächst kurz vorstelle:

Ich bin katholische Theologin und bin im Fach Theologie an der kath.-theologischen Fakultät der Universität Münster i. J. 1970 promoviert worden. Sie waren mein Lehrer in Dogmatik; von Ihnen bin ich dann im Rahmen des Promotionsverfahrens auch geprüft worden.

In meiner Dissertation (veröffentlicht: 1973; 2. Aufl. 2002; engl. Übers: 1976 und 2004) – diese lag während des Promotionsverfahrens (1969/1970) für alle Professoren der Fakultät zur Information und Begutachtung aus - befasste ich mich intensiv mit der Stellung und Wertung der Frau in der röm.-katholischen Kirche, im besonderen mit den Gründen für ihren Ausschluss vom diakonalen und priesterlichen Amt.

Es war die erste Dissertation in Deutschland, die diese Thematik zum Gegenstand hatte.

Mein Lehrer, Prof. D. Dr. P.-J. Kessler (gest. 1988), war ein ausgewiesener Kenner der kirchlichen Rechtsgeschichte und des kirchlichen Rechts.

Bei meinen Forschungen zu dieser Thematik gewann ich einen tiefen Einblick in die lange Geschichte der Frauendiskriminierung in der katholischen Tradition: Es waren nicht nur bestimmte Frauen diskriminierende Bibelstellen, auf die ich stieß, sondern auch Aussagen von Kirchenvätern und Kirchenlehrern (z.B. Augustinus, Thomas v. Aquin u.a.), bei denen die Auffassung herrscht, Frauen seien sowohl seinsmäßig/genetisch als auch moralisch minderwertig. Deshalb seien sie auf den Stand der Unterordnung (*status subiectionis*) verwiesen. Als Folge wurde auch die Gottebenbildlichkeit der Frau in Frage gestellt oder z.T. völlig negiert und der Frau die Ordinationsfähigkeit zum Priesteramt abgesprochen (vgl. die Argumentation von Th. v. Aquin zum Status subiectionis und zur Ordination von Frauen: Summa Th. I q. 92 a. 1)

Der folgende Text, der Ambrosius zugeschrieben wurde, veranschaulicht diese Geringschätzung der Frau deutlich:

„Die Frau muss ihr Haupt verschleiern, weil sie nicht Gottes Ebenbild ist. Damit sie als (Gewalt-)Unterworfenen sichtbar ist und weil die Sünde durch sie ihren Anfang ge-

nommen hat, muss sie diese Zeichen tragen und soll in der Kirche aus Ehrerbietung vor dem Bischof das Haupt nicht frei, sondern verschleiert tragen; ebenso soll sie keine Redevollmacht haben, weil der Bischof die Person Christi verkörpert. Wie also vor Christus, dem Richter, so verhalte sie sich vor dem Bischof, weil er der Stellvertreter des Herrn ist: um der Ursünde willen muss sie sich unterwürfig zeigen“ (Corpus Iuris Canonici, ed. Friedberg I 1255f).

Diese und ähnliche Texte gingen als Rechtsquellen in das Corpus Iuris Canonici ein und bildeten die Basis für die angebliche Ordinationsunfähigkeit der Frau, wie sie im CIC/1917 c. 968 § 1 kirchenrechtlich bindend festgestellt wurde: **„Die heilige Weihe empfängt gültig nur ein getaufter Mann“**. Trotz fundierter Einwände und Resolutionen katholischer Frauenverbände und vorliegender wissenschaftlicher Untersuchungen wurde dieses Gesetz unverändert in den CIC/ 1983 c. 1024 übernommen.

Als Ergebnis stellt sich heraus: Der Ausschluss der Frauen von der Ordination (zum Priesteramt) basiert auf einer schweren, Jahrhunderte währenden Diskriminierung der Frau, was aufgrund zahlreicher Quellenbelege eindeutig belegt werden kann.

Diese Diskriminierungsgeschichte ist bis heute von der Kirchenleitung nicht kritisch aufgearbeitet worden und folglich auch nicht überwunden.

Die Berufung auf eine „ununterbrochene Tradition auf der Grundlage des NT“, wie Sie es in Ihren Ausführungen tun (vgl. auch OS Nr. 4), ist daher unhaltbar.

Die Leitung der römisch-katholischen Kirche hat sich damit schwer schuldig gemacht an den Frauen - bis heute. Sie ist zur Wiedergutmachung um Jesu willen dringend aufgerufen!

Das kirchliche Lehramt beruft sich bekanntlich auf den angeblich „freien“ Willen Jesu Christi (und damit Gottes) bei der Auswahl von ausschließlich 12 Männern für das Apostelamt (OS Nr. 2).

Bei diesem Argument wird die Situation/ Stellung der Frau zur Zeit Jesu (= nicht geschäftsfähig, ausgeschlossen vom Zeugnis vor Gericht und von öffentlicher Lehre)

völlig ausgeklammert. Ich verweise in diesem Zusammenhang u.a. auf Joh 4 (Gespräch Jesu mit der Samariterin am Jakobsbrunnen – ein öffentlicher Platz in der damaligen Zeit). Dort heißt es: „Die Jünger wunderten sich, dass Jesus mit einer Frau sprach“ (Joh 4, 27), d.h.: Es war zur Zeit Jesu nicht üblich und auch nicht schicklich, dass Männer/Rabbiner mit Frauen auf einem öffentlichen Platz sprachen.

Es ist evident: eine kirchliche Lehre ohne Einbeziehung sozial-kultureller und geschichtlicher Entwicklungen kommt notwendigerweise zu Fehlschlüssen und Falschlehren!

Entgegen den amtskirchlichen Verlautbarungen (die Kirche habe keine „Vollmacht“ von Jesus/Gott, Frauen zur Ordination zuzulassen) ist zu betonen:

Die Kirche bzw. die leitenden kirchlichen Amtsträger haben durchaus die Vollmacht von Gott, Frauen zur sakramentalen Ordination zuzulassen. Sie können sich mit „Fug und Recht“ auf folgende Bibelstellen berufen:

- Kor 12,11: Es ist Gottes heiliger Geist (heilige Geistkraft), *die „jedem, jeder zuteilt, wie Sie will...“*: d.h. Gott lässt sich nicht vorschreiben, nur Männer zum priesterlichen Dienst zu berufen! Frauen stehen gegen diese dem Geist Christi widersprechende Handlungsweise der Amtskirche auf und geben öffentlich Zeugnis von ihrer priesterlichen Berufung!
- Gal 3,26-28: *„Ihr alle seid ja in Christus Jesus Söhne und Töchter Gottes durch den Glauben. Denn da ihr in Christus hineingetauft seid, habt ihr Christus angezogen. Da gilt nicht mehr Jude oder Grieche, nicht mehr Sklave und Freier, nicht mehr Mann oder Frau (nicht 'männlich und weiblich'); denn ihr alle seid einer in Christus Jesus...“*

Diese Texte warten bis heute auf ihre Anerkennung und Verwirklichung in den kirchlichen Strukturen.

Ergänzung zur Buchbesprechung: Ida Raming, 55 Jahre Kampf um Frauenordination in der katholischen Kirche

(Irmgard Rech)

In *imprimatur 2/2019* heißt es auf S. 109: „Bis heute ist es bis zu sechs Ordinationen aus prophetischem Ungehorsam gekommen.“ Die dann genannten beziehen sich auf die ersten Ordinationen gegen das Kirchliche Gesetz (c. 1024), die nach 2002 - der ersten mutigen auf dem Donauschiff - gefolgt sind. Inzwischen haben schon viele weitere Ordinationen *contra legem* stattgefunden, im Ganzen vermutlich mehr als 50 Ordinationen international. Weltweit kann so mit circa 300 ordinierten römisch-katholischen Frauen gerechnet werden (Diakoninnen, Priesterinnen, auch einige Bischöfinnen).

Kirchlicher Protest gegen die Entlassung eines Mitarbeiters von Ikea

Die Niederlassung von Ikea in Polen nahm im Mai den Internationalen Tag gegen Homophobie, Transphobie und Biphobie zum Anlass, sich eine ganze Woche lang dieser Problematik zu widmen. Man wollte mit dieser Aktionswoche deutlich machen, dass „sich jeder in der Firma wohl fühlen soll und es daher keine Diskriminierung aus Gründen sexueller Orientierung und geschlechtlicher Identität geben dürfe.“

Ein katholischer Mitarbeiter von Ikea sah in den Veranstaltungen dieser Woche eine Propagierung von LGBT und reagierte mit einem Protest auf der Internetplattform des Konzerns: „Akzeptanz und Förderung des

Homosexualismus und anderer Abartigkeiten, das ist Saat eines Eklats.“ Als Beleg führte er zwei biblische Zitate an, das eine aus dem Neuen, das andere aus dem Alten Testament. Beide lassen sich als Anstiftung zum Hass, ja als Morddrohung verstehen. Das neutestamentliche Zitat, das keinerlei Zusammenhang mit einem Homosexualismus aufweist, aber wohl dazu dienen soll, Homosexuelle als Pädophile zu erweisen, lautet: „Wer eines von diesen Kleinen, die an mich glauben, zum Bösen verführt, für den wäre es besser, wenn er mit einem Mühlstein um den Hals im tiefen Meer versenkt würde.“ (Mt 18, 6). Das zweite Zitat aus dem Buch Levitikus steht in der altisraelischen Auflistung todeswürdiger Verbrechen, hat aber mit der kirchlichen Lehre nichts zu tun: „Schläft einer mit einem Mann, wie man mit einer Frau schläft, dann haben sie eine Gräueltat begangen; beide werden mit dem Tod bestraft; ihr Blut soll auf sie kommen.“ (Mos 20, 12)

Die Geschäftsleitung von Ikea erhielt daraufhin, wie sie verlauten ließ, viele Eingaben von Mitarbeitern, die sich über diese Aussagen empört zeigten. Sie reagierte mit seiner Entlassung und gab dazu folgende Erklärung ab: „Ikea ist eine weltanschaulich offene Firma. Unter uns sind Personen unterschiedlichen Glaubens, darunter viele Katholiken. Wir schätzen einander, schätzen unsere Ansichten und Religion. [...] Diese Offenheit darf jedoch nicht zu einem Freibrief verbaler Aggression anderen gegenüber werden, zum Ausdruck gebracht in den elektronischen Medien oder auch im direkten Gespräch mit anderen Mitarbeitern.“

Der Rat der Bischofskonferenz für das Laienapostolat sah sich wegen der Entlassung des Ikea-Mitarbeiters zu einer Stellungnahme genötigt. Einleitend betont er die kirchliche Wertschätzung gegenüber jedem Menschen, auch einem Homosexuellen gegenüber. Dann aber heißt es an die Adresse von LGBT gerichtet: „Das Verhalten und die Worte von Aktivisten dieses Milieus und der sie unterstützenden Journalisten erfüllt die Menschen mit großem Abscheu, mit Trauer, mit Sorge um die Zukunft, ja selbst mit einem Gefühl der Bedrohung. Sie kämpfen scheinbar für Freiheit, Toleranz und Wertschätzung, in Wahrheit aber sind sie intolerant, voller Verachtung und Aggression Andersdenkenden gegenüber.“ Die Entlassung sei ein Rechtsbruch, denn der

Mitarbeiter habe lediglich „gegen die Indoktrination durch LGBT am Arbeitsplatz protestiert“ und nur sein demokratisches Recht auf Meinungsfreiheit in Anspruch genommen. Seine „Haltung verdient Anerkennung und Nachahmung.“ Abschließend fordert der Rat Gewerkschaften und Staatsanwaltschaft dazu auf, sich dieser Sache anzunehmen.

Inzwischen hat „Ordo Iuris“, das Institut konservativer katholischer Juristen, gegen Ikea Klage erhoben. Man fordert für den entlassenen Mitarbeiter eine Entschädigung. In seiner Argumentation dreht „Ordo Iuris“ gleichsam den Spieß um und beschuldigt Ikea, sich der Diskriminierung schuldig gemacht zu haben, weil man einen Mitarbeiter entließ, der sich lediglich auf katholische Werte berufen habe. Tatsächlich auf katholische Werte? Im Übrigen fehlt es auch nicht an Aufrufen rechter Katholiken zum Boykott des Konzerns.

Der Vorgang zeigt, dass Polens Kirche die Auseinandersetzung um die klerikalen Missbrauchsfälle offenbar für beendet ansieht und sich wieder als Opfer kirchenfeindlicher Angriffe sieht, gegen die man sich durch die Mobilisierung aller zur Verfügung stehenden Kräfte zu verteidigen habe.

Quelle: Biskupi po stronie zwolnionego pracownika Ikea. (Bischöfe auf der Seite eines entlassenen Mitarbeiters von IKEA), Gazeta Wyborcza v. 08. 07. 2019; Paweł Kościński, Ikea oskarzana o zwolnienie pracownika za poglądy (IKEA angeklagt wegen Entlassung eines Mitarbeiters wegen dessen Ansicht), ebd. v. 29. 06. 2019.

Theo Mechtenberg

Jan Kaczowski – Porträt eines aklerikalen Priesters

In Polen stehen derzeit im Zentrum des öffentlichen Interesses die zahlreichen Fälle sexuellen Missbrauchs Minderjähriger durch katholische Priester sowie ihre Vertuschung und Verharmlosung durch etli-

che Bischöfe. Dass es in der polnischen Kirche auch hochgeschätzte Geistliche von vorbildlichem Charakter gibt, ausgestattet mit einem besonderen Charisma und reich an Verdiensten, das gerät dabei aus dem Bick. Einer von ihnen ist Jan Kaczkowski, der über seinen frühen Tod hinaus hohes Ansehen genießt.

Geboren wurde er 1977 als drittes Kind einer geistig aufgeschlossenen, intellektuellen Familie. Er kam Monate zu früh mit bleibenden Schäden zur Welt. Auf einem Auge blind, das andere mit nur geringer Sehkraft, dazu linksseitige Lähmungerscheinungen. Dieser Befund schloss eigentlich für die Zukunft ein mit starken Belastungen verbundenes Berufsleben aus. Möglich wurde dies trotzdem, weil seine Mutter in ihrem Sohn keinen Behinderten sah und auch ihn von früh auf lehrte, seine Behinderung zu ignorieren. So ist es ihrer Beharrlichkeit zu verdanken, dass Jan nicht – wie von Pädagogen gewollt – unter blinden Altersgenossen aufwuchs, sondern eine ganz normale Schule besuchen konnte. Und er erwies sich als ein begabter Schüler, der seine Behinderung durch seinen Intellekt zu kompensieren wusste.

Der schwierige Weg zum Priestertum

Bereits in jungen Jahren regte sich in Jan der Wunsch, Priester zu werden. Doch schon in der Grundschule bekam er von seiner Lehrerin zu hören: „Dazu eignest du dich nicht.“ Mit dieser Ablehnung seines Berufswunsches wurde er wiederholt konfrontiert. So als er sich als Gymnasiast um Aufnahme bei den Jesuiten bewarb und unter Hinweis auf sein Augenleiden einen negativen Bescheid erhielt. Unter dieser Zurückweisung hat er schwer gelitten. Jans Eltern nahmen seinen Wunsch, Priester zu werden, keineswegs mit Begeisterung auf. Es regte sich bei ihnen kein Stolz, einen ihrer Söhne am Altar zu wissen, so nah bei Gott, wie dies in frommen Familien häufig der Fall ist. Der Vater, ein Agnostiker und gewohnt, die freie Entscheidung seiner Kinder zu respektieren, erhob zumindest keine Einwände. Anders die Mutter. Sie zeigte sich besorgt. Doch nicht wegen seiner Behinderung, sondern wegen der ihrer Meinung nach ungesicherten Zukunft der Kirche. Wie seit langem in Frank-

reich, würden auch in Polen bald die Gotteshäuser und mit ihnen die kirchlichen Kassen leer sein. „Was dann, mein Sohn, wirst du dein ganzes Leben als Bettler verbringen?“ Darauf gab ihr Jan zur Antwort: „Aber ich werde in der Kirche und nicht vor ihr betteln.“ Eine Vorhersage, die sich, wenn auch anders als die Mutter befürchtete, bewahrheiten sollte. Und sie ließ ihn noch wissen, es wäre für die Eltern keine Schande, würde er später den Priesterberuf wieder aufgeben. Er würde stets seinen Platz in der Familie finden.

Es bedurfte auch einer besonderen Vermittlung beim Danziger Bischof Gocłowski, um Jan den Eintritt in das dortige Priesterseminar zu ermöglichen. Wenngleich er sein Theologiestudium problemlos beenden konnte, so war damit seine Zulassung zum Priestertum noch keineswegs gesichert. Wieder war es sein Augenleiden, das sich als Hürde herausstellte. Wie würde er, so fragten die Entscheidungsträger, mit dieser Behinderung seinen Priesterberuf ausüben können? Wie die heilige Messe feiern und die sonstigen sakralen Riten vollziehen? Wie Kinder und Jugendliche im Glauben unterweisen? Würde er ihnen nicht zum Gespött? Die Bedenken wogen schwer. Die Diskussion um seine Zulassung zog sich in die Länge, bis ihr einer der Professoren eine humorvolle Wende gab: „Aber Geld sieht er doch. – Na ja. – Dann weihen.“

Ein Priester für alle

Nach Jans Priesterweihe schickte ihn sein Bischof als Vikar in die 45 Kilometer von Danzig entfernte pommersche Hafenstadt Puck. Der Pfarrer wies ihm in der unteren Parterre eine Dunkelkammer mit vergitterten Fenstern an, obwohl gleich gegenüber Räume leer standen. Ein volles Jahr musste er dort ausharren, ehe er diese Wohnung beziehen durfte.

Bald zeigte sich, dass dieser Neupriester anders war, anders als die Geistlichen, mit denen es die Gläubigen sonst zu tun haben. Jan Kaczkowski liebte es, mit Menschen zusammen zu kommen, vor allem mit den an den Rand Gedrängten, mit Priestern, die ihr Amt aufgaben, mit Menschen, die die Kirche, aus welchen Gründen auch immer, verlassen hatten. Für sie alle wollte er da sein, gab ihnen seine Telefonnummer. Zu jeder Tages- und Nachtzeit konnten sie ihn anrufen.

Seine Predigten sprachen sich herum. Wer mit der polnischen Kirche ein wenig vertraut ist, der weiß, dass die Prediger mit Vorliebe moralisieren. Ständig bekommen die Gläubigen zu hören: „Ihr sollt“, „ihr müsst“. Nichts davon bei Jan Kaczkowski. Im Zentrum seiner Verkündigung stand Gottes barmherzige Liebe, die Auslegung des Evangeliums, die Botschaft Jesu vom Reiche Gottes und die Betonung der jedem Menschen zukommenden Würde.

In Sorge um die Kranken

Zu den pastoralen Pflichten von Jan Kaczkowski zählte die seelsorgliche Betreuung der Patienten des örtlichen Krankenhauses. Dieser Aufgabe nahm er sich mit voller Energie an. Es reichte ihm nicht, die Menschen auf ihrem Krankenlager regelmäßig zu besuchen, ihnen Trost zu spenden und falls sie dies wünschten, die Sakramente. Er gewann ihr Vertrauen und wurde für sie zu einem Beistand in all ihren Lebensnöten.

In Ausübung seines pastoralen Dienstes gelangte er zu der Einsicht, dass der Unterschied zwischen den Patienten, die auf baldige Heilung hoffen konnten, und jenen, die trotz aller ärztlichen Bemühungen dem Tod geweiht waren, eine strukturelle Änderung des Krankenhaussystems erfordere. Man müsse für letztere eine eigene palliative Abteilung einrichten. In Verwirklichung dieser Absicht zeigte sich sein besonderes, sich immer wieder bewährendes Talent, kreative Menschen um sich zu sammeln und sie von seinen Vorstellungen zu überzeugen. So gewann er aus dem Krankenhauspersonal einige Ärzte und Krankenschwestern, so dass seine Idee Wirklichkeit wurde.

Eine weitere von ihm in diesem Zusammenhang gewonnene Einsicht betraf die Notwendigkeit einer intensiven Auseinandersetzung mit der durch Krankheit, Sterben und Tod verbundenen Problematik. Ihr gegenüber erweisen sich nicht nur die Kranken, sondern auch ihre Angehörigen, ja selbst Schwestern und Ärzte oftmals als hilflos. Um hier Abhilfe zu schaffen, gründete Jan Kaczkowski das „ethische Areopag“, eine Art Forum, auf dem Ärzte Philosophen, Psychologen, Bioethiker und Theologen zu Wort kamen. Dabei ging es nicht nur um theoretische Überlegungen, son-

dern auch um praktische Hilfen im Umgang mit Kranken und Sterbenden, um die rechte Art, eine Todesnachricht den Angehörigen zu übermitteln.

Doch Jan Kaczkowski hatte ein weiter gefasstes Ziel – die Errichtung eines Hospizes. Ein ehrgeiziger Plan, der nur durch ein engagiertes, von der Notwendigkeit des Vorhabens überzeugtes Team sowie durch ein enormes Spendenaufkommen zu realisieren war. Zumal er als Gründer keine kirchlichen Gelder in Anspruch nehmen wollte, was eine kirchliche Kontrolle über das Hospiz bedeutet und seine Entscheidungsfreiheit sowie die seines Teams eingeschränkt hätte. Der Priester Kaczkowski handelte aklerikal, denn das von ihm zu gründende Hospiz sollte eine weltliche Einrichtung sein, allerdings mit einer geistlichen Ausrichtung. Aufgrund des säkularen Charakters des Hospizes ließen sich auch leichter mit der Kirche nicht verbundene Sponsoren gewinnen. Um sie zu erreichen, nutzte Kaczkowski die Medien, gab zahlreiche Interviews und trat im unabhängigen Fernsehsehen TVN auf. So wurden namhafte Persönlichkeiten aus Kultur und Wissenschaft auf ihn aufmerksam und zu seinen Unterstützern.

Doch um ein Hospiz zu gründen, einzurichten und zu leiten, bedarf es der Erfahrung anderer. Kaczkowski begab sich auf Reisen, besuchte entsprechende Einrichtungen in Polen, Weißrussland und den Niederlanden. Auf dem Hintergrund dieser Erfahrungen entwickelte er seine Vorstellung von einem Hospiz mit einer intimen Atmosphäre, wohnlicher Ausstattung, mit einer Küche, die den Wünschen der Patienten gerecht wird, als einem Ort der Stille, an dem ihre Persönlichkeitsrechte respektiert werden, wo selbst sexuelle Beziehungen kein Tabu sind. In seinem Hospiz sollen auch Juden einen Platz finden. Um ihnen dies zu ermöglichen, zeigt er sich bereit, in ihrem Zimmer das Kreuz von der Wand zu entfernen.

Konflikt mit der Kurie

2010 ist das Hospiz nach sechsjähriger Vorbereitung und Bauzeit bezugsfertig. Und Kaczkowski fragt sich: „Was nun?“ Kaum ist das eine Projekt verwirklicht, denkt er bereits an ein anderes – an die Gründung eines Gymnasiums mit hohem

intellektuellen Anspruch. Er will es den besonders begabten Schülern der Stadt ersparen, wie bisher täglich nach Danzig zur Schule zu fahren, weil ihnen offenbar das örtliche Gymnasium als nicht gut genug erscheint. Doch die Gründung dieser Alternative wurde als Affront gegenüber dem örtlichen Gymnasium verstanden und erwies sich als konfliktträchtig.

Deutlich wurde dies, als sich der Nachfolger von Bischof Gocłowski, Erzbischof Głódź, zu einer Feierlichkeit in der Stadt aufhielt und ihm die Direktorin des örtlichen Gymnasiums ein Kuvert übereichte. Der Umschlag enthielt den gegen Kaczkowski erhobenen Vorwurf, mit seiner neuerlichen Initiative einer Schule, in der „Doktoren der Dreistadt“ lehren würden, mache er dem örtlichen Gymnasium Konkurrenz und störe den sozialen Frieden. Es dauerte gerade einmal zwei Tage bis im Auftrag von Erzbischof Głódź eine dreiköpfige Kommission der Danziger Kurie im Pfarrhaus von Puck eintraf, um Kaczkowski einem förmlichen Verhör zu unterziehen. Er war wegen seiner Eigenständigkeit dem für seinen diktatorischen Leitungsstil bekannten Danziger Ordinarius seit langem ein Dorn im Auge. Entzog sich bereits das Hospiz seiner Kontrolle, so war gleiches für die zu gründende Schule zu erwarten. Für den machtbewussten Głódź eine Herausforderung.

Entsprechend fiel das Verhör aus. Kaczkowski wurde allen Ernstes gefragt, ob er überhaupt gläubig sei. Und wenn ja, wie es dann dazu kommen könne, dass eine als Atheistin bekannte Lehrerin in seiner Schule lehren dürfe. Und mit welchem Recht er seine weltliche Schule ohne Genehmigung der Kurie als „katholisch“ firmiere.

Jan Kaczkowski hat dieses Verhör wie folgt in Erinnerung: „In Gegenwart des Pfarrers wandte sich ein bekannter Prälat, Mitglied der Kommission, mit den Worten an mich: ‚Meinst du, dass du ein Leben lang eine Hure bist, wenn du einmal unter der Laterne standst?‘ Er war der Auffassung, ich würde die Errichtung des Hospizes zur Festigung meiner Position und für ein bequemes Leben nutzen. Und er bemerkte noch: ‚Glaubst du, die Medien werden dich verteidigen? Gazeta Wyborcza und TVN? Wir vernichten dich.‘“

Das Verhör war eine Kampfansage an sein Lebenswerk. Kaczkowski befürchtete, in ein

entlegenes Dorf versetzt zu werden und damit das gleiche Schicksal zu erleiden wie ein enger priesterlicher Freund, Doktor der Gregoriana und Vorstandsmitglied des Hospizes, den Erzbischof Głódź auf diese Weise kalt gestellt hatte. Auch der „ethische Areopag“ fand unter kirchlichem Druck sein Ende. Vorsichtshalber zog sich Kaczkowski aus dem schulischen Projekt zurück und beauftragte mit der Realisierung einen Laien seines Vertrauens.

Doch geschlagen gab sich Jan Kaczkowski nicht. Im März 2013, zweieinhalb Monate vor der Diagnose seiner todbringenden Erkrankung, nutzte er den internationalen IX. Gnesener Kongress zu einer persönlichen Stellungnahme: „Sind wir als Christen, insbesondere als Kirche, darauf vorbereitet, uns in Wahrheit zu öffnen – jenen am Rand, für die Behinderten? Ich weiß, wovon ich rede, denn selbst behindert, auch wenn ich dies nicht so empfinde, erfuhr ich in der Kirche häufig meine Entwürdigung, insbesondere von Vorgesetzten. Ich bin dennoch nicht frustriert. Man kann sagen, dass ich – kirchlich gesehen – ein Mann des Erfolges bin, mit Doktorat, Bioethiker. Ich spreche zu diesem geschätzten Gremium. Doch die Häufung an Situationen, die ich in der Kirche erlebte, ist abstoßend und ungeheuerlich.“

Die letzten Jahre

Die Menge an Aktivitäten und die Intensität mit der er seine Aufgaben und Pflichten wahrnahm, hatten an seiner Lebenskraft gezehrt - ein Vierundzwanzigstundentag, ein Minimum an Schlaf, stete Erreichbarkeit, besonders für Sterbende seines Hospizes, das nebenbei erworbene Doktorat mit der Folge eines Lehrauftrags an einer Theologischen Fakultät. Dazu innerkirchliche Konflikte. Er selbst negierte die Anzeichen der Erkrankung bis zu dem Tag, als eine seiner Mitstreiterinnen ihm sagte: „Jan, zum Teufel, geh endlich zum Arzt und lass dich untersuchen. So geht es nicht weiter.“ Die Diagnose: Hirntumor. Seine erste Reaktion: „Für mich bricht eine Welt zusammen, und die Welt um mich herum schreit nicht!“ Eine Erfahrung vieler Menschen in ähnlicher Situation.

Die Ärzte gaben ihm noch ein halbes Jahr. Es wurden über vier Jahre, in denen er sich zu keiner Zeit aufgab. Ganz im Gegen

teil. Auch in dieser letzten Lebensphase blieb er aktiv. Vor seiner ersten Operation bat er das Fernsehteam des unabhängigen TVN zu sich zu einem Interview, dem zahlreiche weitere folgten. Von seinem Vater begleitet unternahm er Reisen, sammelte Spenden; mit anderen Autoren verfasste er Bücher; er erhielt hohe staatliche Ehrungen. Jan Kaczkowski bewies, wie man bis in die letzte Stunde in Würde leben kann. Und er teilte diese Erfahrung über die Medien einem breiten Kreis von Interessenten mit: „Im Leben allgemein und erst recht in der Krankheit ist Nähe das allerwichtigste.“

Seine letzten Tage verlebte Kaczkowski im Schoß seiner Familie. Im Rückblick auf sein Leben bekannte er: „Ich sage offenherzig, dass ich die Kirche als Institution nicht liebe. Ich halte sie für scheinheilig und gewalttätig. Wäre nicht die Krankheit, würde ich wohl nicht mehr Priester sein. Das Leben wirft einen hin und her, so dass ich nicht weiß, ob ich in der Krisensituation ohne die Krankheit durchhalten würde.“ Einer seiner engsten priesterlichen Freunde hielt nicht durch. Angesichts dessen, was Jan seitens seiner Kirche zu leiden hatte, gab er das Priesteramt auf.

Jan Kaczkowski verstarb am 28. März 2016. Tage zuvor hatte er auf die Frage eines Freundes „wie geht's?“ geantwortet: „Ohne Groll.“

Quelle: Katarzyna Włodkowska, Jan Kaczkowski - kapłan antyklerykał, Gazeta Wyborcza v. 27.05.2019.

Theo Mechtenberg

Droht der Kirche eine neue Reformation?

„Wir schlagen Alarm, wir möchten die katholischen Herzen erreichen und zeigen, dass sich die Dinge wahrlich schlecht entwickeln; sich dies bewusst zu machen, ist der erste Schritt zu einer Veränderung.“ Dieser Satz findet sich in der Einleitung des

kürzlich erschienenen Buches „Alarm dla Kościoła. Nowa reformacja?“¹ Herausgegeben haben es Paweł Milcarek und Tomasz Rowiński, zwei mit der konservativen Quartalschrift „Christianitas“ verbundene Publizisten. Der Band enthält die Gespräche von einem Dutzend bekannter polnischer Autoren, Priester wie Laien, die das, was heute in der Kirche vor sich geht, aus ihrer Sicht kritisch beleuchten und vor einer neuen Reformation warnen. Wenngleich sie zu allererst die Situation in ihrem Land im Blick haben, so verstehen sie doch die von ihnen ausgemachte Krise als ein gesamt-kirchliches Phänomen.

Der Mitherausgeber und Chefredakteur der „Christianitas“ Paweł Milcarek gab dem „Tygodnik Powszechny“ ein Interview², in dem er die mit dem Sammelband verfolgte Absicht näher erläutert. Er stellt klar, dass die Autoren die „neue Reformation“ nicht als eine Protestantisierung begreifen, sondern als eine die Einheit der Kirche auflösende Fragmentarisierung. Dieser Entwicklung gehe eine präreformatorische Phase voraus, in der sich die Kirche gegenwärtig befinde, wobei sich bereits Übergänge zu einer „neuen Reformation“ zeigen würden.

Kirchliche Krisenphänomene

Es verwundert nicht, dass Milcarek die klerikalen Missbrauchsfälle als erste Krisenerscheinung erwähnt. Schließlich sind sie es, die derzeit die Kirche weltweit, gleichfalls in Polen, erschüttern. Auch wenn man, wie er meint, die konkreten Zahlen bezweifeln könne, so sei doch die Schuld der Täter offenkundig. Aber ihre mediale Vermittlung habe, vor allem durch den Dokumentarfilm der Brüder Sekielski, dazu beigetragen, dass diese Krise ihren Siedepunkt erreicht hat. Von ihr sei jede kirchliche Ebene bis hinauf zum Papst betroffen. Besonders schlimm sei es, dass klerikale Pädophile bis in höchste Ämter aufsteigen konnten, wie der Fall des Kardinals McCarrick zeige.

Der Argumentation von Milcarek ist eine deutliche Relativierung dieser mit einem enormen kirchlichen Glaubwürdigkeitsverlust verbundenen Problematik anzumer-

¹ Alarm dla Kościoła. Nowa reformacja?, Denart 2019

² Czy kościołowi grozi nowa reformacja (Droht der Kirche eine neue Reformation), Tygodnik Powszechny v. 15. Juni 2016, S. 30-34.

ken. Bei der Aufdeckung der Missbrauchsfälle geht es seiner Meinung nach vor allem um solche der Vergangenheit, so dass „das Schlimmste wohl hinter uns liegt“. Zudem habe Papst Benedikt XVI. (nicht Papst Franziskus?) in dieser Sache viel unternommen, u. a. durch den äußerst deutlichen Brief an die Kirche in Irland sowie durch den Austausch vieler Bischöfe.

Bezeichnend ist, dass der Chefredakteur von „Christianitas“ zwischen den Missbrauchsfällen und den kirchlichen Strukturen offenbar keinen Zusammenhang sieht und Fragen des Interviewers nach der Dringlichkeit institutioneller Reformen entweder nicht beantwortet oder ihnen ausweicht. Dass es sich bei den Missbrauchsfällen um einen Machtmissbrauch geistlicher Amtsgewalt handelt, blendet er aus. Auf diese Weise gerät für die Autoren des Buches der von Papst Franziskus als Wurzel allen kirchlichen Übels gebrandmarkte Klerikalismus erst gar nicht in den Blick, dessen Überwindung weitreichende strukturelle, vor allem synodale, Konsequenzen erfordert, um die sich gegenwärtig in weiten Teilen der Kirche die Diskussion dreht. Gegen eine derartige innerkirchliche Auseinandersetzung wollen sich die konservativen Laien, Priester und Bischöfe offensichtlich abschirmen. Sie tragen damit selbst zu der von ihnen beklagten Fragmentarisierung kirchlicher Einheit bei.

Als ein weiteres Krisenphänomen benennt Milcarek die bereits von Papst Benedikt XVI. monierte Verweltlichung der Kirche. Die Transzendenz des Glaubens würde im Alltag förmlich verdunsten, so dass er heute als ein „weltanschauliches Konstrukt“ verstanden werde. Die Konsequenzen seien in den unterschiedlichsten Lebensbereichen der Kirche spürbar, in einer Verbürokratisierung der Hierarchie, in einer Veräußerlichung der Liturgie, in einer kaum mehr christlich fundierten Erziehung.

In diesem Zusammenhang beklagt Milcarek in deutlicher Absetzung von den Nationalkatholiken die Politisierung der polnischen Kirche. Sie zeige sich im öffentlichen Leben darin, den weltlichen Machthabern einen kirchlichen Glanz zu verleihen. Statt den Politikern die christliche Botschaft zu verkünden, würden Priester und Bischöfe zu ihren Weggefährten. „Der eine Bischof mit dem Weißen Adler auf dem Ornat ‚verherrlicht‘ in einem Festgottesdienst den Patrio-

tismus, ein anderer Bischof, oder auch ein Priester in Garnitur, spricht als Referent auf einer Veranstaltung im Sinne der Europäischen Union über die Grundvoraussetzungen der Demokratie. Äußert selten sind Aussagen, in denen wir es mit einem wahren Christentum zu tun haben, solche, denen die Kraft eigen ist, gesellschaftliche Phänomene im Lichte der Offenbarung zu beurteilen, mit dem Katechismus in der Hand.“

Verweltlichung eines Postchristentums

Nach Ansicht der mit „Christianitas“ verbundenen Autoren ist die präreformatorische Phase durch die Verweltlichung eines Postchristentums bestimmt. Milcarek bezieht sich hier, ohne einen einzigen Namen zu nennen, auf deutsche Theologen, die im Übrigen einen großen Einfluss auf Papst Franziskus ausüben würden. Sie seien der Auffassung, man müsse sich eines Teils der kirchlichen Morallehre entledigen, der sich ohnehin nicht in der heutigen Zeit realisieren lasse. Worum es sich bei dieser „Entledigung“ im Einzelnen handelt, sagt er nicht, wobei er hier wohl in erster Linie an die kirchliche Sexuallehre gedacht haben mag.

Weiter meint Milcarek, dass die Verweltlichung der Kirche ihre Ursache darin habe, dass die Theologie zu stark unter den Einfluss der Geschichtswissenschaft und der Soziologie geraten sei und es dadurch zu einer Verwischung des genuin Christlichen mit dem Außerchristlichen komme. Das sich daraus ergebende Problem sei die Uminterpretation des Christlichen. „Viele Ideologien unserer Epoche sind auf diese Weise konstruiert. Sie haben christliche Wurzeln, unterziehen diese aber einer Umwertung. Das nennen wir Postchristentum: Die Bemächtigung eines Elements des Christentums, vielleicht eines, das in der Vergangenheit vernachlässigt wurde, doch eben nur dieses eine, seine Absolutierung.“ Damit würde eine Ähnlichkeit mit dem Christlichen vorgetäuscht, ihm einen anderen, zu ihm in Widerspruch stehenden Sinn gegeben. Dies betreffe beispielsweise christliche Schlüsselbegriffe wie Person, Freiheit oder (soziale) Gerechtigkeit.

Diese These ist in der Tat diskussionswürdig. Sie ließe sich vor allem an der Ideologie

des Kommunismus verifizieren. Dazu eine Erinnerung aus meiner Zeit in der DDR: Als mein damaliger Bischof von seinem Vorgänger das Amt übernahm, hatte ihm dieser den Rat gegeben, niemals das Wort „Frieden“ in den Mund zu nehmen. Und dies obgleich es zum zentralen Bestand christlicher Botschaft gehört und im Vollzug der Liturgie gar nicht zu vermeiden ist. Aber es war ideologisch so vereinnahmt, dass es für die Verkündigung nicht mehr als brauchbar erschien. Doch statt dem Rat jenes Bischofs zu folgen, gelang es ökumenischen Kreisen, den christlichen Sinn von „Frieden“ bewusst zu machen und gegen die ideologische Verfälschung zu behaupten. Die Friedensbewegung in der DDR, die wesentlich zum Ende des kommunistischen Systems beigetragen hat, verdankt ihre Existenz und Wirkung dieser in den 1960er und 1970er Jahren geleisteten Entideologisierung zur Rückgewinnung des christlich fundierten Friedensbegriffs.

Diese gleiche Herausforderung gilt auch für die „postchristliche“ säkulare Gesellschaft des Westens. Und sie wird ja auch wahrgenommen, indem es im öffentlichen Diskurs durchaus das Bemühen gibt, die christlichen Wurzeln und Inhalte zentraler Begriffe, auch die von Milcarek angeführten, bewusst zu machen und unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen umzusetzen. Die 2015 durch Bundeskanzlerin Merkel verfügte Öffnung der Grenze und die dadurch ermöglichte Aufnahme von hunderttausenden Flüchtlingen ist nur eines von zahlreichen Beispielen, welche die Umsetzung christlicher Werte in politische Entscheidungen unter Beweis stellen.

Auseinandersetzung um das Verständnis der Offenbarung

Ob christliche Werte säkular umgesetzt oder durch ihre Umsetzung verfälscht werden, das ist auch eine Frage, deren jeweilige Beantwortung durch das Verständnis christlicher Offenbarung bestimmt wird. Milcarek stellt in diesem Zusammenhang zwei theologische Denkweisen einander gegenüber: Die eine sähe „in den übernatürlichen Quellen der Kirche den Ausgangspunkt für ihr Weltverhältnis, die andere geht von der Herausforderung der Welt aus und impliziert eine Reinterpretation überlieferter Offenbarungsquellen. In dem Fall

ist man überzeugt, dass die Offenbarung einer mehr historischen als metaphysischen Interpretation bedarf, also heute mehr gemäß dem durch die historische Entwicklung bedingten Zeitgeist als durch ihre Quelle zu uns spricht.“

Der Chefredakteur der „Christianitas“ be ruft sich in diesem Zusammenhang auf den unter konservativen Katholiken allgemein beliebten Joseph Ratzinger, der in seiner Theologie gegen einen durch die Orientierung am Zeitgeist bedingten Traditionsbruch die unbedingte Wahrung der Kontinuität der Überlieferung bei der Interpretation der Offenbarungsquellen betont. „Die Kontinuität ist ein wichtiges Zeichen dafür, dass ein aus dem depositum fidei resultierender Inhalt Bestand hat, erhalten bleibt. Sie lässt sich nicht mit der Feststellung, der Zeitgeist führe woanders hin, beiseiteschieben.“

Auf eine einfache Formel gebracht schlagen Milcarek und die Autoren des Buches Alarm, weil ihrer Meinung nach das im Glauben Unveränderliche durch den Weltbezug des Glaubens verändert werde. Doch was ist im Glauben unveränderlich? Die Frage ist nicht schon, wie Milcarek offenbar glaubt, durch den bloßen Hinweis auf eine jahrhundertalte Überlieferung durch die Kirchenväter, die mittelalterlichen *doctores ecclesiae* und das Magisterium beantwortet. Ihre Aussagen sind schließlich historisch bedingt, sind das Produkt einer, wenn man so will, Auseinandersetzung mit dem damaligen Zeitgeist. Sie bedürfen der Untersuchung des historischen Kontextes, der Intention der Autoren sowie der literarischen Gattung. Ohne eine derartige Erschließung der Quellen unterliegt man leicht der Täuschung, etwas für ein unveränderbares Glaubensgut zu halten, was in Wahrheit seine Form betrifft. Und eine solche theologische Aufklärung ist nicht ein für alle Male getan, sondern entsprechend der historischen Entwicklung stets neu zu leisten. Milcarek begibt sich zudem in die Nähe eines theologischen Fundamentalismus, wenn er die Bedeutung aktueller wissenschaftlicher Erforschung der Offenbarungsquellen, insbesondere durch wissenschaftliche Bibelkommentare, herunterspielt.

Zeichen der Zeit versus Zeitgeist

Die Gedenkmünze, die zur dritten Session des Zweiten Vatikanums an die Konzilsväter verteilt wurde, zeigt jene biblische Szene (Mt 14, 22-33), in der anschaulich berichtet wird, wie Petrus das Boot verlässt, Jesus auf den Wellen entgegengeht und von ihm gehalten wird. Sie steht in einem deutlichen Bezug zu der während dieser Sitzungsperiode behandelten Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“: Der Anruf Christi ist auch außerhalb der Kirche, inmitten der Welt, zu vernehmen, und es gilt, ihm ungeachtet der damit verbundenen Gefahren im Vertrauen auf den Herrn zu entsprechen.

Seit nunmehr über 40 Jahren verstummt in der Kirche nicht die beunruhigende Frage, ob die Währung dieser Gedenkmünze gedeckt ist, ob das Experiment des Glaubens tatsächlich gewagt wird, dieser Exodus zur Welt auf Christus hin, ob wirklich die Diener mit dem Volke Gottes in dieser Erfahrung solidarisch werden oder ob sie, Sicherheit suchend und das Wagnis fürchtend, lieber doch im Boot verbleiben. An dieser Frage scheiden sich die Geister: Während die Konservativen in der Rolle der Mahner auftreten und – so auch Milcarek – mit Vorliebe den zur Verweltlichung der Kirche führenden „Zeitgeist“ beschwören, operieren die Vertreter eines weltoffenen Katholizismus mit dem konziliaren Begriff der „Zeichen der Zeit“. Um aber die Zeichen der Zeit, übrigens nicht nur in der Welt, sondern auch in der Kirche, zu erkennen, bedarf es eines Perspektivwechsels, indem man nicht gleich von der Offenbarung her denkt und urteilt, sondern zunächst die das kirchliche Handeln herausfordernde Problematik wahrnimmt und analysiert, um sie einer zweiten, am Evangelium orientierten Reflexion zu unterziehen, woraus gemäß dem Dreischritt sehen, urteilen, handeln das Handlungsgebot resultiert. Papst Franziskus hat in seinem Pontifikat in der Nachfolge des Petrus außerhalb des Bootes in diesem Sinn so manches Beispiel gegeben, so als er kurz nach seiner Wahl Lampedusa und Jahre später die griechische Insel Lesbos aufsuchte und damit der Kirche wie der Welt ein Zeugnis gab gegen das bis heute anhaltende Sterben von hilflosen Flüchtlingen im Mittelmeer.

Vorbehalte gegenüber Papst Franziskus

Wo immer Milcarek in seinem Interview Papst Franziskus erwähnt, geschieht dies in einem eher negativen Kontext. So nennt er ihn zwar einen „guten, sympathischen Menschen“, der wie alle charismatisch begabten Führer die Nähe zu den Menschen suche, die ihn „als einen der ihren erkennen, als den besten und mächtigen Mann der Vorsehung, fähig, den Lauf der Geschichte zu ändern.“ Was die Änderung des Laufs der Geschichte betrifft, so habe sich unter seinem Pontifikat lediglich die kirchliche Krise verschärft. Wo weltoffene Katholiken anerkennen, dass Papst Franziskus die Zeichen der Zeit wahrnimmt, dass er auf seine Art um eine neue Gestalt der Kirche kämpft, da sehen die Konservativen die Kirche in Gefahr. Sie selbst fühlen sich an den Rand gedrängt. „Ich fürchte, es wird immer mehr unter der Obdachlosigkeit leidende Gemeinschaften geben. Die Fragmentarisierung der Kirche ist unter Papst Franziskus bereits im vollen Gange. Die gegensätzlichen Positionen innerhalb der Kirche stehen zueinander in Spannung, insbesondere in Situationen aggressiver Polemik. Es bildet sich auf beiden Seiten eine ähnlich in sich geschlossene Haltung heraus, die zu gegenseitigen Anklagen führt und nicht zu dem gemeinsamen Versuch, die Lage zu verbessern.“

Der jetzige Papst, unter dem dies alles geschehe, sei, wie Milcarek meint, nicht in der Lage, die gegenwärtige Krise zu bewältigen; zumal seine Amtsführung – unter Anspielung auf den „Dubia-Brief“ der vier Kardinäle – ernsthaft in Zweifel gezogen werde und dies von „traditionell propäpstlich eingestellten und eine Gesundung der Kirche erwartenden Kreisen. Gegenwärtig ist der Papst selbst Gegenstand prinzipieller Kontroversen.“

Milcarek sieht Papst Franziskus nicht nur in einem Gegensatz zu Johannes Paul II. und Benedikt XVI., sondern gleichfalls zu Paul VI. Teile der Kirche, die sich heute um Papst Franziskus scharen, seien der Überzeugung, die volle Umsetzung des II. Vatikanums sei durch Paul VI. und Johannes Paul II. verhindert worden. „Das was heute geschieht, ist die Verwirklichung ihrer Träume und ihrer Überzeugung, dass gewisse negative Prozesse die Folge angebli

cher ‚Unvollendung‘ des II. Vatikanums sind. Vielleicht vollzieht sich vor unseren Augen gerade die institutionelle Erfüllung dieser Erwartungen. Meiner Meinung nach sind dies Schritte in die Katastrophe.“

Bewältigung der Kirchenkrise aus der Sicht von Konservativen

Was Milcarek zur Überwindung der Kirchenkrise anführt, ist wenig und wenig überzeugend. Verwunderlich ist das nicht, möchten die Konservativen doch am liebsten die jetzige Krise ungeschehen machen und zu den Verhältnissen zurückkehren, wie sie vor ihr bestanden. Entsprechend fallen denn auch seine Vorschläge aus. Für ihn ist die Tradition das den christlichen Alltag gestaltende Element: „Katechismus, Messe, Brevier“. Man solle, was immer dies heißen mag, „bis in die Monotonie des Alltags hinein authentische Erfahrungen machen.“ Dabei schließt er ausdrücklich „pentekostale“, charismatische aus. Nicht um eine subjektive, stark emotionale Gläubigkeit geht es ihm, sondern um eine Gottesbeziehung aufgrund der „liturgischen Zeichen und in einer mit diesen Zeichen verbundenen Gemeinschaft.“ Was Milcarek hier für sich und die konservativen Katholiken in Anspruch nimmt, das gilt schließlich für alle Gläubigen, auch für jene, die auf eine Reform der Kirche drängen.

Der Chefredakteur der „Christianitas“ hofft auf die Überwindung der von ihm diagnostizierten Krise durch einen künftigen Papst. Die Zeit werde kommen, in der ein solcher Papst ein Konzil einberufen werde, um die in Unordnung geratenen kirchlichen Verhältnisse neu zu regeln. Bezeichnenderweise ist für ihn nicht das Zweite Vatikanum Vorbild eines solchen Konzils, sondern das von Trient, das sich nicht darauf beschränkt habe, die Irrlehre zurückzuweisen, sondern dem es um die Vertiefung der kirchlichen Lehre gegangen sei. „Eine ähnliche Arbeit wird man nach den zahlreichen Experimenten unserer Zeit leisten müssen. [...] Es kommt der Tag, an dem wir feststellen, dass alle diese Experimente hinter uns liegen und man Bilanz ziehen wird – und man wird nach den unterbrochenen Pfaden erneut suchen.“

Theo Mechtenberg

Reformen offenbar unerwünscht

In der von pädophilen Priestern heraufbeschworenen Krise der polnischen Kirche sind vermehrt Stimmen, vor allem von Laien, zu vernehmen, die Reformen anmahnen. Es reiche nicht, die bekannt gewordenen Missbrauchsfälle zu untersuchen, die schuldig gewordenen Priester entsprechend dem kanonischen Recht zu sanktionieren und der Staatsanwaltschaft zu melden, sich der Opfer anzunehmen und durch Maßnahmen der Prävention dafür zu sorgen, dass in Zukunft derlei Skandale möglichst vermieden werden. So notwendig dies alles auch sei, es bliebe Stückwerk, solange belastete Bischöfe keine Konsequenzen zu fürchten hätten und die systemischen Ursachen dieser Krise nicht erkannt und durch Reformen behoben würden.

Enttäuschte Hoffnung, unbegründete Sorge

Die Reformbefürworter setzten ihre Hoffnung auf den Besuch von Erzbischof Charles Scicluna. Als Sekretär der Glaubenskommission mit Zuständigkeit für die weltweite Pädophilie von Priestern war noch vor Ausbruch der Krise von Stanisław Gądecki, dem Posener Metropoliten und Vorsitzenden der Bischofskonferenz, eingeladen worden. Vor Jahresfrist hatte er im Auftrag von Papst Franziskus maßgeblich zur Demission chilenischer Bischöfe beigetragen, die in ihren Diözesen den sexuellen Missbrauch Minderjähriger vertuscht und die betroffenen Priester gedeckt hatten. Eine ähnliche Wirkung erhofften sich von ihm nun auch die Vertreter eines weltoffenen Katholizismus, während sich so mancher Bischof wohl Sorge gemacht haben dürfte, er könne sein Amt verlieren.

Doch weder das eine, noch das andere geschah. Und man hätte es vorab wissen können, dass von diesem Besuch keine weitreichenden vatikanischen Entscheidungen zu erwarten waren. Erzbischof Scicluna traf am 14. Juni lediglich für einen

Tag in Polen ein, nahm an der Bischofskonferenz teil, hielt auf ihr ein Referat und unterrichtete die Bischöfe über den Katalog neuer kirchlicher Bestimmungen, die u. a. auch sexuelle Vergehen an erwachsenen, kirchlich abhängigen Personen betreffen. Zudem führte er mit den sogenannten Delegaten, den mit dem Schutz von Kindern und Jugendlichen beauftragten Diözesan- und Ordenspriestern, ein Werkstattgespräch und stellte sich auf einer Pressekonferenz den Fragen von Journalisten. Da blieb keine Zeit für eine Begegnung mit den Opfern sexueller Gewalt und auch nicht für eine Prüfung des Umgangs von Bischöfen mit den Missbrauchsfällen. Beides war nicht Teil des Besuchsprogramms.

Rückfall in die Mentalität einer belagerten Festung

Gerade einmal drei Tage nach dem Besuch von Erzbischof Scicluna veröffentlichte der Posener Erzbischof Gądecki in seiner Eigenschaft als Vorsitzender der Bischofskonferenz eine „Erklärung zu Akten des Hasses gegen Katholiken in Polen“. Dieses Dokument verdient besondere Aufmerksamkeit, zeigt es doch, dass der polnische Episkopat offenbar seitens des Vatikans keinerlei Konsequenzen für das sündhafte Verhalten einzelner Ordinarien in der Behandlung der Missbrauchsfälle ihrer Priester erwartet. Es scheint, dass es der Bischofskonferenz gelungen ist, ihren Gast aus Rom davon zu überzeugen, dass die vatikanischen Bestimmungen für den Umgang mit derartigen Skandalen in ihrer Kirche Geltung haben. Formal ist dies zweifellos der Fall, doch bei ihrer praktischen Anwendung zeigen sich zwischen den Diözesen deutliche Unterschiede. In der einen werden sie anstandslos befolgt, in einer anderen aber nicht, wie zahlreiche Befragungen belegen. Doch davon dürfte der Gast aus Rom nichts erfahren haben, der, wie verlautet, denn auch, was diese Probleme betrifft, den Bischöfen korrektes Handeln bescheinigt habe.

Diese beim polnischen Episkopat spürbare Erleichterung ermöglicht es Erzbischof Gądecki offenbar, die innerkirchliche Auseinandersetzung um die Missbrauchsfälle prinzipiell als beendet anzusehen und der durch sie entstandenen Krise eine Wende zu geben. Nunmehr ist es ihr angeblich

kirchenfeindlicher Charakter, der nun die öffentliche Diskussion sowie den pastoralen wie kirchenpolitischen Kurs bestimmen soll, was einem Rückfall in die Mentalität einer belagerten Festung gleich kommt.

Kritische Analyse der Erklärung

Die Erklärung umfasst drei Punkte. Den ersten Teil einleitend gesteht Erzbischof Gądecki, er habe noch vor drei Jahren Attacken auf Geistliche und christliche Symbole, wie sie im Westen vorkämen, „in unserem stark mit dem Christentum verbundenen Land für undenkbar gehalten“; und doch sei dies gegenwärtig leider der Fall. Insbesondere verweist er auf die Schwarze Madonna, „die Königin Polens“, die im Nationalheiligtum des Paulinerklosters auf der Jasna Góra in Tschenstochau verehrt wird und die man jüngst in Abbildungen mit einer Regenbogen-Aureole, dem Symbol homosexueller Organisationen, versehen und als Plakate an Kirchen und kirchliche Einrichtungen angebracht hatte. Gądecki sieht darin einen Akt der Profanierung und vergleicht diese Aktion gar mit der Zerschlagung der Ikone durch Hussiten im Jahr 1430 und ihrer aufwändigen Restaurierung. Er schreibt. „Seit dieser Zeit wurde ihr keine weitere Wunde zugefügt, auch keine symbolische.“ Dass nach Jahrhunderten nun erneut Vergleichbares geschehen sei, dafür macht er das Milieu der „Schwulen, Lesben, Bisexuellen und Transsexuellen“ verantwortlich. Offiziell würden diese Organisationen für mehr Toleranz in der Gesellschaft eintreten, in Wahrheit aber zeigten sie „ihren Abscheu dem Christentum gegenüber“.

Dass diese Regenbogenaktion eine Reaktion auf das kirchliche Erklärungsmuster war, wonach die klerikalen Missbrauchsfälle vor allem in der Homosexualität der Täter Grund hätten und damit ihre Ursache in der Homosexualität als solcher zu suchen sei, darüber schweigt sich der Vorsitzende der Bischofskonferenz aus. Mehr noch: Er gibt im zweiten Teil seiner Erklärung den Missbrauchsskandalen eine überraschende Wende: „Die aufmerksam in der Gesellschaft wahrgenommene Sünde sexuellen Missbrauchs hat – außer der direkten Sorge um das Wohl der Kinder – eine positive Konsequenz.“ Gądecki sieht sie in einer stärkeren Wahrnehmung des Stellenwerts

der Sexualität im Leben der Menschen. Um Kinder fortan vor sexueller Gewalt zu schützen, unter der sie ihr ganzes Leben leiden würden, empfiehlt er ein einfaches Rezept: „Das Heilmittel gegen sexuelle Verbrechen ist die Befolgung des VI. Gebots des Dekalogs. Wem daher das Schicksal der Opfer verschiedener sexueller Gewalt am Herzen liegt, der soll – im Rahmen einer ganzheitlichen Sichtweise – für die Förderung einer Kultur der Reinheit eintreten.“ Mit dieser simplen, wesentliche Faktoren der Missbrauchsfälle ausblendenden Argumentation verfolgt Gądecki die Absicht, die Kirche wieder im alten Glanz erscheinen zu lassen sowie eine verbreitete Kirchenfeindschaft zu beschwören. „Die Situation verlangt zu fragen, wie auf verantwortliche Weise über den sexuellen Missbrauch unter Geistlichen und in anderen gesellschaftlichen Gruppen zu berichten ist, damit kein falsches, einseitiges Bild der Kirche entsteht und nicht weitere Akte verbaler und physischer Gewalt sowie Akte der Profanierung provoziert werden.“ Dabei gehe es nicht um bloße Information bezüglich des sexuellen Missbrauchs, wobei der Posener Metropolit das jahrelange Schweigen der Kirche ausdrücklich bedauert. Aber dann fährt er fort: „Die Aufklärung dieses Problems nehmen wir als Gelegenheit wahr, die Kirche zu reinigen. Man kann jedoch schwerlich die Tatsache außer Acht lassen, dass in letzter Zeit – im Kontext mancher medialer Veröffentlichung – sich die Aggressionen gegen Priester vermehrt haben und die Zahl an Profanierungen zugenommen hat.“

Das Fazit aus all dem bestimmt den dritten und letzten Teil der Erklärung. Es ist der angebliche Kampf gegen die Kirche, wodurch sie sich in die Rolle des Opfers versetzt sieht: Man untergrabe ihre Autorität, leugne, dass es in der Kirche ehrliche Leute gibt, halte den Glauben für Heuchelei, diskreditiere Gott und verunglimpfe die ganze Kirche. „Der Versuch, Christentum und Kirche verächtlich zu machen – die so unauflöslich mit der Geschichte Polens und dem Polentum verbunden sind – verfolgt nicht nur das Ziel einer Schwächung ihrer Positionen in der Gesellschaft, sondern auch eine Schwächung des Geistes unserer Nation.“ Damit unterstreicht der Vorsitzende der Bischofskonferenz die traditionelle Rolle der Kirche, schützender Hort der Na-

tion zu sein. Auf ähnliche Weise äußert sich immer wieder Jarosław Kaczyński, Chef der regierenden Partei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS), indem er darauf verweist, wer die Kirche attackiere, der greife damit zugleich die Nation an.

Auffällig ist auch, dass Gądecki in seiner Erklärung Papst Franziskus nicht erwähnt, wohl aber Johannes Paul II. und besonders Benedikt XVI., den er mit den Worten zitiert: „Nein, selbst heute setzt sich die Kirche nicht aus lauter Judassen zusammen. Die Kirche Gottes besteht auch heute, und gerade heute ist sie das Instrument, dank dem Gott uns erlöst.“

Zum Abschluss ruft Erzbischof Gądecki dazu auf, am Sonntag nach Fronleichnam in allen Gottesdiensten Gott um Vergebung für die Sakrilege zu bitten.

Die Erklärung als neue, alte Kursbestimmung

Dass diese Erklärung des Vorsitzenden der Bischofskonferenz als pastorale und zugleich religiösnationale Kursbestimmung zu verstehen ist, zeigte sich bereits bei den Fronleichnamsprozessionen. Die Predigten der Bischöfe an ihren jeweiligen Amtssitzen entsprachen, soweit sich dies überblicken ließ, ganz ihrem Ton und Inhalt. Noch deutlicher wurde dies am 14. Juli. An diesem Sonntag, an dem in den Kirchen das Evangelium vom barmherzigen Samariter verlesen wurde, versammelten sich auf Initiative von Radio Maryja 100 000 Wallfahrer auf der Jasna Góra, dem polnischen Nationalheiligtum. Millionen verfolgten die Feierlichkeit an den Radiogeräten und Bildschirmen. Politiker der regierenden Nationalkonservativen waren, angeführt von Premier Mateusz Morawiecki, in stattlicher Zahl präsent. Und Staatspräsident Andrzej Duda sandte eine Grußbotschaft. Gleich zwei Bischöfe traten als Prediger auf. Doch zum Evangeliumstext kein Wort. Statt einer Homilie zur barmherzigen und helfenden Liebe eine Beschwörung der von Feinden umgebenden Kirche. In Assoziation des Schwedeneinfalls im 17. Jahrhundert, der vor der Klosterfestung der Jasna Góra gestoppt wurde, sprach der emeritierte Bischof Frankowski von einer neuen „Sintflut“, ausgelöst durch „Genderismus, LGBT, Unterweisung über sexuelle Abartigkeiten bereits im Kindergarten, von einer

Welle der Profanierung.“ Und dann holte er zu einem Rundumschlag aus gegen alles und jedes, durch das heute das Heilige auf diese Weise in den Dreck gezogen werde: „Internet, Filme, Theater, Universität, Schulen, Kindergärten, Medien, Märsche für Gleichheit.“ Und Bischof Dec wiederholte in seiner Predigt das eine oder andere bereits Gesagte und fügte dieser Liste seinerseits hinzu: „Diktatur des Relativismus und der Christenphobie.“ Auch Premier Morawiecki meldete sich zu Wort. Er sieht die heutige Welt im Chaos. Der einzige rettende Weg sei „der Weg der katholischen Tradition.“

Der Konflikt mit LGBT

In der Erklärung des Vorsitzenden der Bischofskonferenz erscheint vor allem LGBT als eine antikirchliche Front, die mit ihren profanierenden Aktionen das religiöse Empfinden der Gläubigen verletze und gegen die Hochachtung des mit dem Christentum unlöslich verbundenen Polentums verstoße. In diesem Sinne äußerten sich der Ordinarius der Diözese Radom, Bischof Henryk Tomasik, sowie der Prior des Paulinerklosters auf der Jasna Góra, dem Ort der Verehrung der Schwarzen Madonna. So erklärte Bischof Tomasik im Namen des Episkopats: „Die Profanierung des Bildes der Gottesmutter ist Ausdruck des Hasses all dessen, was Gottes ist; es ist ein Mangel an Gott gebührender Achtung.“ Und der Prior von Jasna Góra nennt diese Aktion „Stich in das Herz des Polentums“ und bringt sie in Zusammenhang mit dem religiösen Patriotismus, indem er darauf verweist, die Ikone sei nicht nur den Gläubigen heilig, sondern „eines der wichtigen Elemente, die unser Polentum bezeugen.“ Der Konflikt eskalierte, als ein Mitarbeiter von IKEA entlassen wurde. Er hatte gegen eine Aktionswoche des Konzerns protestiert, die der Einforderung des Respekts seitens der Angestellten und Arbeiter gegenüber ihren sexuell anders orientierten Kollegen diene. Der Mitarbeiter sah darin eine homosexuelle Werbung und berief sich in seinem Protest auf eine alttestamentliche Bibelstelle, wonach homosexuelle Handlungen mit dem Tod zu bestrafen sind. (Siehe S. 160)

In dieser angespannten Situation veröffentlichte der Rat der Bischofskonferenz für

das Laienapostolat am 8. Juli einen verständlich stimmenden Text. Autor ist ein Laie, Redaktionsmitglied von „Więź“. Er be ruft sich auf das Gebot der Nächstenliebe, das alle umfasse, auch Homosexuelle, „unter denen es schließlich viele Schüler und Schülerinnen Christi gibt.“ Er vermerkt aber auch, dass „die Kirche gleichgeschlechtliche sexuelle Kontakte für sündhaft hält.“ Doch könne man biblische Texte nicht eins zu eins in die Gegenwart umsetzen. Zudem sei das Bemühen biblischer wie weltlicher Wissenschaften um ein besseres Verständnis der Homosexualität zu berücksichtigen.

Was den Streit um den entlassenen Mitarbeiter betrifft, so wünscht sich der Autor eine einvernehmliche Lösung.

Der Text trägt nicht die Unterschrift des Autors, sondern ist mit „Polnische Bischöfe guten Willens“ unterzeichnet. Hier kann der Leser rätseln, ob sich lediglich ein paar Bischöfe guten Willens zu ihm bekennen oder Polens Bischöfe insgesamt mit dieser Erklärung ihren guten Willen zum Ausdruck bringen

Des Rätsels Lösung gab es bereits eine Woche später mit der erwähnten, von Radio Maryja“ organisierten Wallfahrt.

Der scheinbar unüberwindliche Klerikalismus

Mit der in der Erklärung des Vorsitzenden der Bischofskonferenz vollzogenen Wende von der Verarbeitung der Missbrauchsfälle hin zu kirchenfeindlichen Attacken und einer darauf reagierenden Festungsmentalität erspart sich die Hierarchie eine kritische Auseinandersetzung mit dem die Missbrauchsfälle in diesem Ausmaß erst ermöglichenden Klerikalismus. Der ist schließlich auf doppelte Weise eng mit den sexuellen Verbrechen verbunden – dadurch dass die Priester bei ihrem sexuellen Missbrauch die ihnen verliehene Amtsgewalt ausnutzten sowie durch die Verantwortungslosigkeit der Hierarchen, die in der Regel auf Kosten der Opfer die Taten geheim hielten und die Täter schützten.

Doch was ist Klerikalismus? Er ist ein fundamentaler Verstoß gegen das vom Apostel Paulus formulierte kirchliche Grundprinzip; „Wir wollen nicht Herren über euren Glauben sein, sondern wir sind Helfer zu eurer Freude, denn im Glauben seid ihr

fest verwurzelt“ (2 Kor 1, 24). Klerikalismus heißt, sich zu Herren über den Glauben der Gläubigen aufspielen, ihnen die Freude am Glauben vergällen, ihrer Gläubigkeit misstrauen. Klerikalismus bedeutet eine tiefe Kluft zwischen den geweihten Amtsträgern und den Laien, und die ist in der polnischen Kirche besonders tief. Der Jesuit und Psychotherapeut Jacek Prusak schreibt: „Wir dürfen nicht vergessen, dass wir mit der polnischen DNA den Klerikalismus ‚mit der Muttermilch aufgesogen haben‘, und wir irren, wenn wir meinen eine Kirche des Konzils allein deswegen zu sein, weil die Messe in der Muttersprache gefeiert wird, mit dem Priester den Gläubigen zugewandt.“¹

Die Konsequenz: Laien sind an kirchlichen Entscheidungen nicht beteiligt, Ihre Rolle besteht darin, die ihnen gleichsam von Amts wegen erteilten Weisungen zu befolgen. Kritische Stimmen, die Erklärungen von Bischöfen und Aussagen von Priester hinterfragen, sind unerwünscht und werden häufig als Attacken gegen die Kirche missverstanden und zurückgewiesen.

Klerikalismus bedeutet weiter, um jeden Preis ein möglichst fleckenreines Bild von der Kirche zu zeichnen, zu vermitteln und zu verteidigen, die Verdienste der Kirche in der Geschichte Polens herauszustellen, ihre enge Verflechtung mit dem Polentum zu betonen. Diese Kirche kritisiert man nicht, und tut man es, dann gibt man sich als Feind der Kirche zu erkennen. In diesem Zusammenhang nennt Prusak den Klerikalismus eine „Struktur der Sünde, weil diejenigen, die unter ihrer Bedingung leben, der Überzeugung sein können, im guten Glauben zu handeln, ohne sich bewusst zu sein, dass durch diese Struktur ihr Gewissen auf fatale Weise gebildet wurde. [...] Trotz vieler Bekehrungen kann diese als solche bleiben, weil sie schon nicht mehr im Verhalten einzelner wurzelt, sondern in Gewohnheit, ja selbst im Recht.“²

Die Erklärung des Vorsitzenden der Bischofskonferenz ist hier geradezu ein Beispiel des Klerikalismus. Und dies nicht nur, was ihren Inhalt betrifft. Sie kam ohne Mitwirkung von Laien zustande. Und

¹ Jacek Prusak, *Żałoba po kościele* (Trauer um die Kirche), *Tygodnik Powszechny* vom 09. 06. 2019, S. 34.

² Ebd.

der erwähnte Brief der katholischen Intellektuellen fand darin keine Berücksichtigung.

Nicht ganz ohne Hoffnungs-schimmer

Kann die polnische Kirche auf Dauer notwendige Reformen vermeiden, die Papst Franziskus, zumal in Bezug auf den Klerikalismus, anmahnt? Kann sie die gegenwärtige Krise aussitzen und auf einen weniger reformfreudigen Papst hoffen? Die Zukunft wird es zeigen.

Doch es gibt bereits jetzt ein wenig Hoffnung. So ganz beruhigt können Polens Bischöfe nach dem Besuch von Erzbischof Scicluna nicht sein. Auf der Pressekonferenz sagte er (wohl unter dem Eindruck des Films „Sag es nur keinem“, den er gesehen hat), es werde immer schwieriger zu glauben, die polnische Kirche werde allein mit den Verbrechen und ihrer Vertuschung zurechtkommen. Unabhängige Experten seien erforderlich. Eine vatikanische Untersuchung schloss er nicht aus. Sollten weitergehende Veränderungen notwendig sein, werde Papst Franziskus sie bestimmt veranlassen.

Theo Mechtenberg

LGBT – das Feindbild von Kirche und Nation

Am 17. Juni 2019 veröffentlichte der Vorsitzende der Bischofskonferenz, Erzbischof Stanisław Gądecki, eine „Erklärung zu Akten des Hasses gegen Katholiken in Polen“. Darin verweist er auf die Profanierung christlicher Symbole und Attacken auf Geistliche, Akte, die er noch vor drei Jahren für unmöglich gehalten habe. Was er allerdings nicht erwähnt, ist die Tatsache, dass derlei Handlungen als Reaktion auf die durch den Film „Sag es nur keinem“ ausgelöste Debatte um die zahlreichen kle-

rikalen Missbrauchsfälle zu verstehen sind. Verantwortlich für diese neuerliche Kirchenfeindschaft sei „das Milieu der Schwulen, Lesben, Bisexuellen und Transsexuellen. [...] Offiziell treten diese Organisationen für Toleranz in der Gesellschaft ein, in Wahrheit aber zeigen sie ihre Abscheu dem Christentum gegenüber. [...] Der Versuch, Christentum und Kirche verächtlich zu machen – die so unlöslich mit der Geschichte Polens verbunden sind – verfolgt nicht nur das Ziel einer Schwächung unserer Position in der Gesellschaft, sondern gleichfalls einer Schwächung des Geistes unserer Nation.“

Mit diesen Worten gab Erzbischof Gądecki den Startschuss zu einem Kulturkampf gegen LGBT. Am 14. Juni, genau einen Monat nach seiner Erklärung, predigte der emeritierte Bischof Frankowski vor 100.000 mit „Radio Maryja“ verbundene Wallfahrer im Nationalheiligtum der Schwarzen Madonna auf der Jasna Góra in Tschenstochau. In Assoziation zum Schwedeneinfall im 17. Jahrhundert sprach er von einer „neuen Sintflut“, ausgelöst durch „Genderismus und LGBT, wobei er insbesondere die „Märsche der Gleichheit“ erwähnte.

LGBT-freie Zonen

Diese angebliche Bedrohung von Kirche und Nation wurde bereitwillig von der regierenden PiS aufgegriffen. Sie wird, wie Parteichef Kaczyński verlauten ließ, im beginnenden Wahlkampf um die Parlaments- und Senatssitze im Oktober eine Rolle spielen, indem seine Partei als Verteidigerin nationaler und christlicher Werte auftritt, während die Opposition als Unterstützerin von LGBT diese in Frage stellen würde. Es ist zu erwarten, dass Kaczyński mit dieser Strategie Erfolg hat, allerdings auf Kosten einer weiteren Vertiefung nationaler Spaltung.

Dieser Spaltung dient auch eine Initiative der PiS nahstehenden „Gazeta Polska“. Sie brachte Aufkleber mit der Aufschrift „LGBT-freie Zonen“ in Umlauf. In kurzer Zeit erklärten sich 60 von PiS regierte Gemeinden frei von LGBT. Aus der bloßen Propagierung wurde so ein offizieller und diskriminierender Ausschluss aller Homosexuellen aus der Gesellschaft, wobei freilich noch unklar ist, welche konkreten Konsequenzen dies für die Betroffenen ha-

ben wird. Doch sozial ausgeschlossen müssen sie sich bereits jetzt schon fühlen. Wogegen sie sich selbstverständlich wehren, was den Konflikt weiter eskalieren lässt

Eskalation beim „Marsch der Gleichheit“ in Białystok.

Zu der bislang heftigsten Eskalation des Konflikts kam es am 20. Juli. An diesem Tag fand in Białystok, im stark nationalkatholisch geprägten Osten des Landes, erstmals ein von der örtlichen LGBT-Zweigstelle organisierter „Marsch der Gleichheit“ statt. Im Vorfeld hatte Ortsordinarius, Erzbischof Tadeusz Wojda, versucht, die Behörden zu veranlassen, den Marsch zu verbieten. Doch die hatten ihn wissen lassen, sie würden zwar keineswegs mit dem Marsch sympathisieren, sähen aber keine Möglichkeit, in Anbetracht der Rechtslage ein Verbot zu verhängen. Der Marsch sei ordnungsgemäß angemeldet und registriert. Und die Veranstalter hätten sichergestellt, dass von ihrer Seite keine Bedrohung der öffentlichen Sicherheit ausgehen werde.

Mit diesem Bescheid gab sich Erzbischof Wojda nicht zufrieden. Am 5. Juli veröffentlichte er eine Stellungnahme, in der er betont, bei diesem Marsch handle es sich um eine „fremde Initiative“, die nicht zu Białystok passe, wo die Menschen „fest in Gott verwurzelt sind, besorgt um das Gemeinwohl, insbesondere um das der Kinder.“ Bei dieser „Parade“ würden nach der Erfahrung anderer Städte „christliche Werte verächtlich gemacht, heilige Symbole profaniert, Gotteslästerungen ausgestoßen und Gläubige vulgär beschimpft.“ Man würde gegen die eigene Diskriminierung protestieren, „diskriminiere aber in Wahrheit andere – jene, deren Gewissen für das Christliche und Sittliche empfänglich ist.“ Zum Tag des Marsches lädt der Erzbischof die Gläubigen zum Sühnegebet in die Kathedrale ein und anschließend - gleichsam als Gegendemonstration – zu einem „Familienpicknick“.

Der Marsch stand unter dem Leitwort „Haus für alle“ und wendete sich damit gegen die Aktion LGBT freier Zonen. Geschätzte 1.000 Teilnehmer zogen unter massivem Polizeischutz durch die Stadt. Transparente, „die christliche Symbole verächtlich machen“, suchte man vergeblich.

Mitgeführt wurden lediglich regenbogenfarbige Fahnen, und die konnten wohl kaum als „Profanierung“ verstanden werden.

Friedlich verlief dieser „Marsch der Gleichheit“ allerdings nicht. Ganz im Gegenteil. Aus allen Teilen Polens hatten sich Mitglieder der rechtsextremen Jugendorganisation und „Fans“ des örtlichen Fußballclubs versammelt, und die beließen es nicht bei verbalen Attacken. Sie bewarfen die Teilnehmer mit Knallkörpern, Steinen und Flaschen. Aus den Wohnungen wurde Wasser auf sie gegossen, Mehlbeutel fielen auf sie nieder. Der Marsch wurde mehrfach blockiert und musste umgeleitet werden. Es gab Verletzte, auch unter den Polizeikräften.

Reaktionen danach

Es gab zahlreiche Solidaritätserklärungen für die Teilnehmer des Marsches. Psychotherapeuten zeigten sich bereit, jene, die um ihr Leben gefürchtet hatten und nun unter einem Schock leiden, unentgeltlich zu behandeln. Die Gemeinschaft von Eltern homosexueller Kinder, die selbst an dem Marsch teilgenommen hatten, richtete ein Schreiben an den Apostolischen Nuntius, in dem sie eine Entschuldigung seitens der Kirche sowie die Abberufung von Erzbischof Wojda forderten. Der größte Verteiler für Presserzeugnisse nahm die „Gazeta Polska“ aus dem Sortiment. Diesem Beispiel folgten die Tankstellen großer Konzerne. Journalisten aus aller Welt berichteten über die Vorgänge. Amnesty International erhob Protest. Der Imageschaden für Polen ist beträchtlich.

Zufrieden fühlten sich Kämpfer für „Ehre, Gott und Vaterland“. Sie feierten ihren Angriff auf den Marsch als Sieg und kündigten ihre nächste Kampfbereitschaft für den am 10. August in Radom geplanten „Marsch der Gleichheit“ an. Priester einer Białystoker Pfarrei brachten „Anerkennung und Dank all jenen gegenüber zum Ausdruck, die auf irgendwelche Weise die christlichen und allgemeinmenschlichen Werte verteidigt und die Stadt vor einer planmäßigen Demoralisierung bewahrt haben.“

Ein gesellschaftlicher Appell

Besondere Erwähnung verdient angesichts der Vorgänge in Białystok der Appell der

gesellschaftlichen Initiative „Kampagne gegen Homophobie“. Unter dem Titel „Nur ein Schritt bis zum Pogrom – Regierung, Kirche, wacht auf!“ finden die Verfasser äußerst deutliche Worte: „Das Gift der Homophobie, das Regierung und Vertreter der Kirche seit Monaten über die Gesellschaft ergießen, führte in Białystok zu einer Jagd auf Menschen – auf unsere Mitbürger und Mitbürgerinnen, auf unsere Familien, auf unsere Kinder. [...] Es ist an der Zeit, dass diejenigen, die in der polnischen Gesellschaft das Korn homofeindlichen Hasses säen, sich zu ihrer Schuld bekennen, um Verzeihung bitten und Maßnahmen ergreifen, um die sich in Polen ausbreitende Welle des Hasses zu stoppen.“

In der Vergangenheit gab es bereits, wenngleich in anderen Zusammenhängen, vergleichbare Appelle. Bewirkt haben sie nichts.

Theo Mechtenberg

Ein Dokumentarfilm erschüttert Polens Kirche

Über viele Jahre fühlten sich Polens Bischöfe auf einer Insel der Seligen. Während in den USA und im streng katholischen Irland die Kirche durch die klerikalen Missbrauchsfälle in eine tiefe Krise geriet, die Gläubigen ihr den Rücken kehrten und der Episkopat seine Autorität einbüßte, schien Polen von derartigen Skandalen verschont zu sein. Zwar gab es den einen oder anderen bedauerlichen Einzelfall, der in der Öffentlichkeit kaum Beachtung fand, so dass man keinen Grund sah, sich mit der Problematik des sexuellen Missbrauchs von Priestern an Kindern und Jugendlichen ernsthaft auseinanderzusetzen.

Inzwischen hat Polens Kirche die Wirklichkeit eingeholt. Mit dem im letzten Jahr ausgestrahlten Film „Kler“ (Klerus), den Millionen Polen gesehen haben, wurden die kirchlichen Missbrauchsfälle zu einem außerhalb und innerhalb der Kirche heiß dis-

kutierten Problem. Und nun gibt es einen neuen Film, der den sexuellen Missbrauch von Priestern zum Thema hat. Im Unterschied zu „Kler“ handelt es sich nicht um einen auf wahren Begebenheiten beruhenden Spielfilm, sondern um eine filmische Dokumentation. Sie läuft nicht in Kinosälen, sondern ist auf YouTube sehen. Weil die Brüder Sekielski, der eine Produzent, der andere Regisseur des Films, keine öffentlichen Gelder erhielten, hatten sie über eine Internetplattform um Spenden gebeten und diese reichlich erhalten, so dass sie ihr Vorhaben realisieren konnten. In nur wenigen Tagen wurde dieser Dokumentarfilm mehr als zehnmillionenfach angeklickt und übertrifft damit sogar bei weitem die Zahl derer, die „Kler“ gesehen haben.

Ein gut gewählter Titel

Der Dokumentarfilm läuft unter dem gut gewählten Titel „Tyłko nie mów nikomu“ (Sage es nur keinem). Er verweist auf die von den ihrer Macht bewussten Tätern praktizierte Drohung, mit der sie die Opfer zum Schweigen brachten. Ihnen wurde eingeschärft, auch zum eigenen Schutz den Mund zu halten, denn man würde ihnen ohnehin nicht glauben. So manches Opfer hat in der Tat schmerzlich erfahren müssen, dass die eigenen Eltern ihren Aussagen keinen Glauben schenkten, sie für diese Anschuldigungen sogar bestraft wurden. Man hielt offenbar einen Priester für einen Heiligen, traute ihm derlei Taten nicht zu. Oder man befürchtete, im Falle einer Anzeige als „Nestbeschmutzer“ abgestempelt zu werden. Und wer sich als Opfer im Erwachsenenalter dazu durchgerungen hatte, den schuldig gewordenen Priester bei der Kurie anzuzeigen, der erlebte in der Regel eine demütigende Abweisung. Doch mit „Sag es nur keinem“ scheint der Damm des Schweigens gebrochen. Immer mehr Opfer melden sich zu Wort, so dass die Brüder Sekielski einen zweiten Dokumentarfilm ankündigen sowie ein Buch, das die im Film nicht gezeigten Dokumente enthalten wird.

Die Wirkkraft des Films

Die Wirkkraft dieses Dokumentarfilms beruht darauf, dass von den Opfern die an ihnen verübten sexuellen Handlungen und ihre leidvollen Traumatisierungen im Detail geschildert werden. Mit verdeckter Kamera

wurden die Aussagen der ihren Opfern konfrontierten Täter aufgenommen, mitunter auch diese erschütternden Zeugnisse sexueller Not und Eingeständnisse persönlicher Schuld. Auf diese Weise wird das ganze Ausmaß an Missbrauchsfällen in der polnischen Kirche deutlich, die von Bischöfen praktizierte Verharmlosung und Vertuschung, die Versetzung straffällig gewordener Priester von Diözese zu Diözese, von Pfarrei zu Pfarrei.

Und es gibt besonders spektakuläre Fälle. So den des Marianerpaters Eugeniusz Makulski, Erbauer und langjähriger Kustos der der Gottesmutter geweihten Wallfahrtskirche in Licheń; ein Bauwerk der Superlative: die größte Kirche in Polen mit dem höchsten Kirchturm und der schwersten Glocke. Erstellt aus den Spenden der Gläubigen, von denen auch Makulski und seine Familie auf korrupte Weise profitierten, wurde sie nach zehnjähriger Bauzeit fertiggestellt. Eingeweiht hat sie der „polnische“ Papst Johannes Paul II. persönlich und in den Rang einer Basilika erhoben. Ein Denkmal des Papstes mit dem zu seinen Füßen knienden Makulski erinnert daran. Es wurde nach Ausstrahlung des Films auf kirchliche Anordnung vorerst verhüllt und so den Blicken entzogen. Doch die Ortsbevölkerung verlangt bereits seine Beseitigung. Doch was wird mit dem Kirchenfenster der Basilika, in dem sich Eugeniusz Makulski zusammen mit Johannes Paul II. und einer Kinderschar verewigt hat?

Makulski hat Ministranten missbraucht und sich seinen Chauffeur und Gärtner als Liebhaber gehalten. Als er deswegen ins Gerede kam, entließ er ihn. Und als jener dieses Verhältnis offenlegte und auch auf die ihm reichlich gemachten Geschenke verwies, wurde dies als persönliche Rache abgetan.

Ein weiterer spektakulärer Fall ist der des Danziger Priesters Cybula. Er war während der Präsidentschaft von Lech Wałęsa dessen Kaplan und Beichtvater. Am Amtssitz des Präsidenten galt er als Graue Eminenz.

Eine breite Palette kirchlicher Reaktionen

Die zahlreichen Reaktionen auf „Sag es nur keinem“ zeigen, unter welchem Druck sich die „polnische“ Kirche befindet. Es fehlt nicht an Stimmen aus dem klerikalen La-

ger, die – in alter Gewohnheit – in dieser Dokumentation nichts weiter als einen gezielten Angriff auf die Kirche sehen. Die Mehrzahl der Bischöfe hüllt sich, zumindest vorerst, in Schweigen. Der Danziger Erzbischof Sławoj Leszek Głódź, der sich bereits geweigert hatte, den Fall des schwer belasteten Prälaten Jankowski, ein inzwischen verstorbener hoch geschätzter Held der „Solidarność“, untersuchen zu lassen, gibt zu verstehen, dass ihn dieser Dokumentarfilm nichts angehe. Er sieht keinen Grund, sich zu seinem Verhalten gegenüber den Missbrauchsfällen in seiner Diözese erklären, sich an die eigene Brust zu schlagen und um Vergebung zu bitten. Auch Bischof Jan Tyrawa, Ordinarius der Diözese Bydgoszcz, der einen rechtmäßig verurteilten pädophilen Priester in sein Bistum aufgenommen hatte, verhält sich auf ähnliche Weise. Er reagierte zunächst nicht auf die Forderung des Rates der Stadt, sich zu dem in diesem Film erhobenen Vorwurf zu äußern. Erst unter dem Druck der Öffentlichkeit ließ er durch eine, von ihm nicht unterzeichnete Stellungnahme der Kurie mitteilen, dass der in dem Film dargestellte Vorgang nicht den Tatsachen entsprechen würde.

Doch es gibt auch Beispiele einer sehr schnellen Reaktion kirchlicher Amtsträger. So erklärte der Ordensobere der Marianer nach Kenntnisnahme von den sexuellen Verbrechen seines Ordensbruders Eugeniusz Makulski: „Mit großem Schmerz erfüllt uns das Leiden der Opfer der von Menschen der Kirche verübten Verbrechen der Pädophilie. Nichts kann dieses Unrecht wieder gutmachen.“ In dem Dokument heißt es weiter, dass Eugeniusz Makulski jegliche seelsorgliche Tätigkeit untersagt wurde und der Fall dem Heiligen Stuhl gemeldet werde. Der polnische Primas, Erzbischof Wojciech Polak, äußerte sich mit den Worten: „Der Film von Tomasz Sekielski hat mich tief bewegt. Das gewaltige Leiden der Opfer weckt Schmerz und Abscheu. Vor Augen habe ich das Drama der Geschädigten, mit denen ich persönlich zu tun hatte. Ich danke allen, die den Mut haben, von ihren Leiden zu sprechen. Ich bitte um jede von Menschen der Kirche verübte Verletzung um Vergebung.“

Mit einer unmissverständlichen Aussage meldete sich der Pressesprecher der Diözese Bielsko-Biala zu Wort: „Geradezu pein-

lich lautet die Bitte um Verzeihung, nicht anders wie jede andere Erklärung. [...] Ich befürchte, dass uns eine Wanderung durch die Wüste bevorsteht.“ Damit spielt er auf den Wüstenzug Israels an und suggeriert, dass die mit den kirchlichen Missbrauchsfällen entstandene Krise nicht von heute auf morgen zu bewältigen ist, sondern eine ganze Generation in Anspruch nehmen werde.

Aus den Reihen der Laien kam die Forderung nach einem Amtsverzicht jener Bischöfe, die durch Vertuschung von Missbrauchsfällen und die Versetzung pädophiler Priester von Pfarrei zu Pfarrei schuldig geworden sind. Kritisiert wurden auch der Vorsitzende der Bischofskonferenz, Erzbischof Stanisław Gądecki, und der Krakauer Metropolit Marek Jędraszewski. Auf der drei Wochen zurückliegenden Bischofskonferenz hatte der eine unter Hinweis darauf, dass es auf der ganzen Welt sexuellen Missbrauch gäbe, die Skandale in der polnischen Kirche faktisch relativiert, und der andere verwahrte sich gegen den von Papst Franziskus gebrauchten Begriff „Null Toleranz“ und brachte ihn wenig überzeugend mit dem Totalitarismus des Nationalsozialismus und des Bolschewismus in Zusammenhang. Doch nicht nur wegen dieser Äußerungen verdiene jene Bischofskonferenz Kritik. Ihr Defizit zeige sich angesichts von „Sag es nur keinem“ vor allem in der Abstraktheit der auf ihr behandelten Thematik. Es seien die Opfer unerwähnt geblieben, kein Name der Täter sei genannt worden, keine anschaulichen Beispiele seien zur Sprache gekommen und die so notwendige Frage nach den Umständen und Ursachen der Pädophilie in der Kirche habe man sich erspart. Es reiche auch nicht, wenn die Aufklärung der Verbrechen pädophiler Priester durch die Kirche selbst erfolge, nach westlichem Vorbild bedürfe es dazu einer unabhängigen Expertengruppe; doch zu einem solchen Schritt sei der polnische Episkopat offensichtlich nicht bereit.

Handeln dringend erforderlich

Angesichts dieser Krise besteht dringender Handlungsbedarf. Primas Wojciech Polak hat aus diesem Grund seine geplante Reise nach Südkorea abgesagt. Er teilte zudem mit, dass im Juni der im Vatikan mit den Missbrauchsfällen befasste 2. Sekretär der

Glaubenskongregation auf seine Einladung hin nach Polen kommt. Auch wenn diese Reise seit längerem geplant war und mit dem Dokumentarfilm in keinem direkten Zusammenhang steht, so ist doch zu erwarten, dass es bei diesem Besuch vor allem um die durch die Missbrauchsfälle ausgelöste Krise und ihre Bewältigung gehen wird. In diesem Zusammenhang ist eine Initiative erwähnenswert, die von verschiedenen innerkirchlichen, Priester und Laien umfassende Gruppen ausgeht. Eine Delegation wird sich nach Rom begeben, um den Papst persönlich zu treffen. Man möchte ihm den Dokumentarfilm aushändigen und eine Übersicht der auf ihn Bezug nehmenden Presseberichte überreichen. Vor allem aber wird er eine Liste jener Bischöfe erhalten, die in der Behandlung der Missbrauchsfälle versagt haben. Man hofft, dass der Papst nach dem Vorbild Chiles reagieren wird. Dort hatten alle Bischöfe dem Papst ihren Rücktritt angeboten, den er aber nur von einigen belasteten Bischöfen angenommen hat. Ein solches Verfahren liegt auch deswegen nahe, weil das im Juni in Kraft tretende *Motu proprio* „*Vos estis lux mundi*“ ausdrücklich ein *Prozedere* vorsieht, bei dem auch die Bischöfe zur Verantwortung gezogen werden können.

Politische Nebenwirkungen

Die Brüder Sekielski verfolgten mit ihrem Dokumentarfilm keinerlei politische Absichten, und doch zeigt sich die national-konservative Kaczyński-Partei „Recht und Gerechtigkeit“ (PiS) samt ihrer Regierung über das Echo, das „Sag es nur keinem“ in Kirche und Gesellschaft gefunden hat, äußerst beunruhigt. Im unmittelbaren Vorfeld der Europawahlen, die auch als Seismograph für die im Herbst anstehenden Parlamentswahlen gewertet werden, kommt PiS diese Dokumentation höchst ungelegen. Sie trifft gleichsam ihr Selbstverständnis nationaler Identität ins Mark: Ganz im Geist der *Endecja* der Zwischenkriegszeit hat Parteichef Kaczyński noch vor wenigen Wochen öffentlich betont, dass jeder Pole, ob gläubig oder nicht, die Kirche zu schätzen habe, denn die sei ein wesentliches Element nationaler Identität. Und wer die Kirche angreife, der attackiere damit das Polentum. Erscheint damit die durch die Missbrauchsfälle offenbar gewordene kirchliche Krise zugleich als Krise des

Polentums? Und was ist angesichts der Vielzahl an Fällen, die den sexuellen Missbrauch von Kindern durch pädophile Priester belegen, der landauf, landab verkündete Wahlslogan noch wert, die polnischen Kinder seien in höchster Gefahr, weil sie durch Auflagen der EU sexuell verführt würden? Und nur wenn PiS diese Wahl gewinnen werde, könnte diese Gefahr abgewendet werden?

PiS bedient sich angesichts der für Partei und Regierung bedrohlichen politischen Nebenwirkung dieses Dokumentarfilms einer doppelten Strategie: Einerseits versucht man, übrigens mit wenig Erfolg, die Wirkung der Dokumentation dadurch einzuschränken, dass sie von den staatlichen Medien ignoriert oder als eine kirchenfeindliche Aktion diffamiert wird, andererseits setzt man sich an die Spitze eines Kampfes gegen Pädophilie, doch ohne näher auf den Film der Brüder Sekielski einzugehen. So twitterte Staatspräsident Andrzej Duda: „Der Film beeindruckt. Eines ist sicher. Gegen Pädophilie müssen wir rücksichtslos und überall ankämpfen. Überall dort, wo eine erwachsene Person auf schändliche Weise Kinder missbraucht.“ Der Hinweis auf den titellosen Film wird zum Ausgangspunkt einer allgemein gehaltenen Aussage, die zugleich von der in „Sag es nur keinem“ dokumentierten Problematik ablenkt. Entsprechend negativ fielen denn auch die Kommentare in den sozialen Medien aus.

Auch mit einem Gesetzesvorhaben war PiS schnell bei der Hand. Es sieht für den sexuellen Missbrauch von Kindern und Jugendlichen eine Haftstrafe bis maximal 30 Jahren vor. Die erste Lesung fand bereits im Sejm statt. Die Opposition kritisierte, dass die Vorlage keine Strafbestimmungen für Verschweigen und Vertuschen von Missbrauchsfällen vorsieht und fordert zudem unter Hinweis darauf, dass traumatisierte Opfer erst nach Jahrzehnten die Kraft finden, sich über das an ihnen verübte Verbrechen zu äußern, eine Verlängerung der Verjährungsfrist. Nach dem für die PiS-Regierung üblichen Schnellverfahren wurde das Gesetz, das u. a. eine Aufhebung der Verjährungsfrist vorsieht, am 17. Mai verabschiedet. Die Frage ist allerdings, ob die von PiS verfolgte Strategie zum gewünschten Erfolg führt. Dies scheint eher unwahrscheinlich. Eine erste Umfrage

zeigt, dass das Bündnis der proeuropäischen Parteien kurz vor der Europawahl gegenüber PiS 10 Punkte zulegen konnte.

Urs Noti

Chile: Das Doppelleben des Jesuiten Renato Poblete

Renato Poblete war in Chile bekannt wie ein „bunter Hund“. Als er 2010 mit 86 starb, gingen zwischen Iquique und Punta Arenas fast überall die Flaggen auf Halbmast, weil man aufrichtigen Herzens um einen mehrfach ausgezeichneten Staatsbürger und einen Priester trauerte, der 18 Jahre lang (1982-2000) Chef des „Hogar de Cristo“, der mit nahezu 5.000 festen Mitarbeitern größten chilenischen Wohltätigkeitseinrichtung, gewesen war.

In vielen Nachrufen würdigte man den im „Ruf der Heiligkeit“ stehenden Jesuiten als „ein Vorbild der Mitmenschlichkeit“ und „einen Pionier der sozialen Gerechtigkeit“. 2014 wurde mitten in Chiles Hauptstadt ein Freizeitpark nach ihm benannt und eine gusseiserne Statue des „Vaters der Armen“ vom damaligen (und letztes Jahr neu gewählten) Präsidenten Sebastian Piñera enthüllt.

Dass der Ordensmann über fast ein halbes Jahrhundert hinweg aber ein Doppelleben führte, dass er brutale Sexorgien organisierte und dabei durch befreundete, mit Kapuze auftretende Triebtäter (deren Identität es noch aufzuklären gilt) „abhängige“ Frauen reihenweise bestialisch vergewaltigen ließ, dass er mehrere der schwanger gewordenen Frauen zur Abtreibung zwang oder auch dass er eine alkoholabhängige Mutter mit Schnaps versorgte, um in aller Ruhe deren 6-jährige Tochter sexuell missbrauchen zu können – das alles wurde wohl zum ersten Mal wirklich „aktenkundig“, als Papst Franziskus nach seinem Chile-Besuch im Januar 2018 (von einem schlechten Gewissen geplagt!) den maltesischen Erzbischof Charles J. Scicluna in die

Andenrepublik schickte, um die in kirchlichen Einrichtungen begangenen Sexualverbrechen gründlicher untersuchen zu lassen.

In dem knapp über 2.300 Seiten umfassenden Bericht, den Scicluna Anfang Mai 2018 dann dem Argentinier übergab, gehörte ganz offensichtlich die an der Katholischen Universität von Santiago lehrende chilenische Laien-Theologin Marcela Aranda Escobar zu den 64 Frauen und Männern, die beim Abgesandten des Papstes „auspackten“.

Wir wissen inzwischen, dass Papst Franziskus umgehend die zuständigen Stellen seines Ordens beauftragte, eine minutiöse und unabhängige Untersuchung des „Falles Poblete“ anzuordnen. Die Aufgabe wurde vom chilenischen Jesuiten-Provinzial Cristian del Campo dem Rechtsanwalt Waldo Bown übertragen, welcher im Januar 2019 die Ergebnisse seiner Ermittlungen einreichte.

Die Reaktionen in Chile: Sprachlosigkeit und blankes Entsetzen. Dass Jesuiten-Provinzial Cristian del Campo bei der Präsentation des Bown-Berichtes gehörig ins Stottern geriet und beteuerte, die Mitbrüder Pobletes hätten „über gelegentliche Verdachtsmomente hinaus“ eigentlich generell nichts „Gravierendes“ in seinem Verhalten festgestellt, wurde von den meisten Zuhörern eher als Beweis für das „miserable Gemeinschaftsleben“ der Jesuiten statt für die Schuldlosigkeit der Ordensmänner betrachtet.

Vielen der im letzten halben Jahr von kritischen Kollegen Pobletes, von Journalisten und besonders von chilenischen Opfern klerikaler Sexualstraftäter veröffentlichten Kommentare kann ich bei allem Wohlwollen summarisch nur entnehmen, dass sich die Jesuiten sowohl bei den famosen ignatianischen Exerzitien als auch beim Vertuschen von Missbrauchsdelikten in ihren Reihen bestens aufs „kollektive Schweigen“ verstehen.

Oder ging es den Verantwortlichen der chilenischen Jesuiten-Provinz etwa um „absolute Transparenz“, als die Verbrechen ihrer Mitbrüder Juan Miguel Leturia (2005), Eugenio Valenzuela (2010) und Jaime Guzmán Astaburuaga (2017) sowie die den betroffenen Minderjährigen und deren Fa-

milien zugefügten Schäden zur Diskussion standen?

Nicht vergessen werde ich sodann die Ernennung des Militärbischofs Juan Barros zum neuen Oberhirten des südchilenischen Bistums Osorno: hat sich damals vielleicht das Gros der Provinzmitglieder mit den ortskundigen Jesuiten in Osorno solidarisiert, als diese dringend davon abrieten, den als Mitwisser und Vertuscher von Sexualstraftaten denunzierten Barros zum Bischof ihrer Diözese zu machen? Im Gegenteil, das kleine „Häuflein der Aufrechten“ wurde niedergebügelt und zu „demütigem Gehorsam“ verdonnert.

Obwohl es die chilenischen Jesuiten unisono begrüßten, dass der 2014 nach Renato Poblete benannte Freizeitpark einen neuen Namen erhält und die dort aufgestellte Statue des Sex-Monsters (für einen guten Zweck) eingeschmolzen wird, scheinen die Söhne des hl. Ignatius jetzt doch begriffen zu haben, dass sie nach dem „Sturmtief Poblete“ nicht einfach zur Tagesordnung übergehen können. Sie werden sich zusammen mit uns die mehr als begründete Frage stellen müssen, ob das Lügengebäude ihres verblichenen Mitbruders nicht vielleicht doch einer der vielen schrecklichen Auswüchse des Pflichtzölibats ist?

Horst Hohmann

Ghana: Der gute Samariter von Tamale

Heute ist Doktor David Abudulai nur auf einen Sprung ins „Shekhinah“ gekommen. Er will nach dem an Lungenkrebs erkrankten alten Teodoro schauen und sich mit seinem Stellvertreter Kwame Lamboni noch kurz über die für morgen früh geplanten OP-Eingriffe besprechen. „Dann muss ich mich erst mal ausruhen“, sagt er müde lächelnd. Die Strapazen einer langen Autofahrt in den Süden des Landes und die fieb-

rigen Auswirkungen einer bösen Malaria-Attacke stecken ihm noch in den Knochen.

Natürlich sei´s bei dem regionalen Mediziner-treffen in Kumasi ums Gesundheitswesen gegangen, berichtet er beiläufig. „Das hängt nicht nur bei uns hier in Ghana, sondern überall in Afrika am Tropf!“

Über mögliche „Wege aus der Krise“ unterhalten wir uns mit dem katholischen Arzt am nächsten Morgen bei einer Tasse Kaffee. „Bevor ich mich mit Gleichgesinnten verbündete und die Krankenkolonie „Shekhinah“ (auf Hebräisch: „Die Ehre Gottes“) hier vor den Toren der Provinzhauptstadt Tamale gründete“, verrät er, „haben meine Frau und ich nach langen Überlegungen entschieden, dass wir persönlich ein Zeichen setzen wollten. Wir wollten fortan auf Karriere und auf ein sicheres Gehalt verzichten.“

Anfang der 1980-er Jahre war Doktor Abudulai Chef des gesamten Gesundheitswesens im Norden Ghanas. Er leitete ein großes Krankenhaus in Tamale und hatte gut dotierte Betreuerverträge mit ausländischen Hilfsorganisationen in der Tasche – ein „gemachter Mann“, wie man so sagt. Und der Grund für seinen Ausstieg aus der „Nobelmedizin“? Enttäuschung über die häufige Benachteiligung mittelloser Kranken? Er sagt, dass er darüber lieber nicht spreche. Nur daran will er seine Kollegen erinnern: „Jeder Arzt ist seinem Gewissen verpflichtet!“

Das seine, so der medizinische Allrounder, habe ihm seit jungen Jahren gesagt: Wenn du einmal groß bist, musst du den Armen helfen. Musst zurückgeben, was du selbst empfangen hast. „Genau das tue ich heute“, resümiert er. „Meine eigene Vergangenheit ist dabei immer präsent. Sie wird bis ins Alter meine große Lehrmeisterin bleiben!“

Arm waren die Abudulais in jenen Tagen. Der Vater vom Aussatz befallen. Die Mutter kränklich und schwach. Neun der zehn Kinder starben an Unterernährung. Nur David überlebte in der Lehmhütte, wo Schmalhans Küchenmeister war. Er bettelte um Essen und Kleidung in der Stadt. Hatte sich schon damit abgefunden, niemals eine Schule besuchen zu dürfen.

Dann traten plötzlich Freunde in sein miserables Leben: Leute, die ihm Schulgeld und Uniform bezahlten und ihn mit einem Taschengeld versorgten. „Damals begriff ich, dass die Liebe von Menschen Wunder wirkt“, bekennt er.

Begeistert habe er fortan die Bibel studiert. Der beschwerliche Marsch des jüdischen Volkes aus der Knechtschaft habe ihm die wohl wichtigste Erkenntnis seiner Kindheit vermittelt: „Wenn Gott vorangeht, können wir alle Hindernisse überwinden!“

Zäher Anstrengungen bedurfte es in den Gründerjahren, die Dorfältesten der gesamten Region als „Sponsoren“ zu gewinnen. Das Angebot des Doktors an die Chefs: Jedes Dorf, das auf dem Gelände des Krankenhauses eine Rundhütte für Langzeit-Patienten baut, hat künftig das Recht, seine Kranken zu schicken. Über siebzig solcher Hütten sind inzwischen entstanden. Durchschnittlich 80 Patienten und deren Angehörige, so David Abudulai stolz, könnten nun stationär aufgenommen werden. Ambulant hätten er und sein Stab allein vorigen Monat 1.223 Kranke behandelt.

In der Hütte „Torong“ stellt David Abudulai seinen Besuchern den 56-jährigen Issah Kwabana vor. „Issah ist einer der Flüchtlinge“, sagt er, „die wegen des Stammeskonflikts zwischen Dagomba und Kongomba im Nordosten an der Grenze zu Togo verzweifelt nach Tamale kamen. Auf dem Höhepunkt der Kämpfe haben wir an über Tausend dieser Heimatlosen auf den Plätzen der Stadt mehrere Wochen lang Essen verteilt.“

Der Doktor verrät, dass mit dem Geld, das man für die Armenspeisung ausgegeben hatte, ursprünglich eine Krankenhauskapelle gebaut werden sollte. Bedenken habe er jedoch wegen der „Zweckentfremdung“ der Spendengelder nicht: „Das Wohl und die Gesundheit von Menschen haben immer Vorrang. Jesus hat die Hungernden ja auch nicht weggeschickt!“ Das gelte bis auf den heutigen Tag als eine unumstößliche Regel fürs „Shekhinah“-Team.

Rudolf Uertz

Wilhelm Korff – ein Nachruf

Wilhelm Korff, 1926 in Hilden bei Düsseldorf geboren, gehörte zur Nachkriegsgeneration der Theologen, die jung mit existenziellen Fragen konfrontiert worden waren. Aus dieser Lebenslage erwuchs ihm das Glück, von der neuscholastischen Scholtheologie weitgehend verschont zu werden. Als Zwanzigjähriger begann Korff 1946 mit dem Studium an der Universität Bonn und trat ins „Collegium Albertinum“, das Priesterseminar der Erzdiözese Köln in Bonn, ein. An der Universität fand er eine Reihe von Professoren, die nicht bloß eine Glaubenslehre vortrugen, sondern sich einer wissenschaftlichen Theologie und Philosophie verpflichtet fühlten, zu denen insbesondere die anspruchsvollen Fächer Ethik und Moraltheologie gehörten.

Als Glücksfall erwies sich die Wahl des Studienorts nicht zuletzt wegen der Begegnung mit den etwas älteren Kommilitonen, Wolfgang Kluxen und Paul Mikat. Mikat, der spätere Kultusminister, Politiker und Professor für Bürgerliches Recht, Rechtsgeschichte und Kirchenrecht, hatte schon früh neben der Philosophie und Theologie auch Geschichte, Germanistik und Rechtswissenschaft studiert. Korff sah in ihm ungeachtet seiner breiten Interessenausrichtung „einen wirklichen Theologen“. Wolfgang Kluxen spezialisierte sich auf die mittelalterliche Philosophie. Mit seiner Habilitationsschrift *Philosophische Ethik bei Thomas von Aquin* (1964), so Korff, habe Kluxen Thomas für die Neuzeit erschlossen. Mit beiden Kommilitonen unterhielt Korff eine lebenslange Freundschaft, die in gemeinsame Projekte und Editionen mündete.

Die Neugierde Korffs für die Wissenschaft und sein Hang zum reflektierten, selbstständigen Denken wurden geweckt und vertieft vor allem durch die beiden aufgeschlossenen Bonner Moraltheologen Fritz Tillmann und dessen Nachfolger auf dem Lehrstuhl, Werner Schöllgen. Beide zeigten in wichtigen Fragen eine mehr oder weni-

ger offene Distanz zum theologisch-kirchlichen Mainstream.

Pius XII. hatte im Heiligen Jahr 1950 in seiner Enzyklika *Humani generis* wie schon 1943 noch einmal die festen Lehrmeinungen und Traditionen der Kirche in Erinnerung gerufen und vor dem Eindringen des säkularen bzw. säkularistischen Geistes ins theologisch-kirchliche Denken gewarnt. Der katholische Theologe dürfe wohl den Erkenntnissen der modernen Wissenschaften Rechnung tragen; zugleich aber warnte der Papst vor Doktrinen und Thesen, die der Heiligen Schrift und der Überlieferung der Kirche widersprächen. Entsprechend habe auch das freie Gewissen des Katholiken die unverrückbaren Grenzen einzuhalten, die die Dogmen und kirchlichen Lehrentscheidungen den Gläubigen in der Ehe-, Sexual- und Beziehungsethik auferlegen.

Man kann gut nachempfinden, was es für die jungen zielstrebigen Alumnen bedeutete, schon in früher Studienzeit in Vorlesungen und Seminaren von einer enzyklikenbasierten Moraldoktrin verschont zu bleiben. Korffs Distanz zur heteronomen Moral der päpstlichen Rundschreiben klang noch in seiner Zeit als Hochschullehrer an, wenn er gelegentlich bemerkte: „Enzykliken interessieren mich nur soweit, wie die Kraft ihrer Gedanken reicht“.

Im Rahmen eines akademischen Festakts anlässlich seines 85. Geburtstags 2011 in der Münchener Universität setzte Korff seinen beiden Bonner Lehrern Fritz Tillmann und Werner Schöllgen ein Denkmal. Tillmann verdanke er die ersten Anstöße zur Entfaltung eines kritischen Denkens. „Ursprünglich neutestamentlicher Exeget war Fritz Tillmann vor dem ersten Weltkrieg im Rahmen seiner Herausgeberschaft der ‚Bonner Bibel‘ als Modernismusverdächtiger in Konflikt mit Rom geraten, so dass ihm schon bald die Lehrbefugnis für Neues Testament entzogen wurde. Tillmann parierte 1917 diesen nach heutigen Maßstäben natürlich völlig abwegigen Lehrentzug geschickt mit einem kühnen Wechsel zum Fach Moraltheologie. Dennoch: im Nachhinein erwies sich gerade dies als ein wirklicher *Kairos* für die weitere Geschichte der Theologischen Ethik (...). Hier war Tillmann unübersehbar die Rolle eines Vorreiters zugefallen. Dabei gelangte er über die Frage nach dem Spezifikum christlicher

Ethik zu einem theologischen Grundverständnis von Moral, das wesentlich an der Person und Botschaft Jesu selbst orientiert ist und sich darin zugleich entschieden gegen die tradierte, vorrangig von der Beichtpraxis her bestimmte kasuistisch ausgegerichtete neuscholastische Moral richtete“. Nicht minder, wenn nicht gar noch stärker sieht sich Korff geprägt durch Werner Schöllgen. Dieser habe noch „schärfer als Tillmann gesehen, dass bei ethischen Entscheidungen notwendig auch die Humanwissenschaften zu Rate gezogen werden. Das Produkt dieser Reflexionsarbeit sieht Korff im „Handbuch der katholischen Sittenlehre“ (5 Bde. 1934ff.), das „zugleich das Ende der Neuscholastik in der deutschen Moraltheologie“ signalisierte, „die seitdem ganz neue Wege gegangen ist“. Hinzufügen muss man, dass Korffs Feststellungen nur für die Avantgarde der Ethiker und Moraltheologen gilt, nicht hingegen für die weiterhin der lehramtlichen Doktrin verpflichteten Theologen und Laien.

Sein Weg führte Wilhelm Korff nach Studienabschluss und Ordination 1952 in Köln zunächst in die Seelsorge. Er wirkte 21 Jahre als Kaplan in Essen, Neuss, Sürth und Bonn sowie als Studentenpfarrer in Düsseldorf, wo er mit der Pädagogischen Hochschule Rheinland sowie der Medizinischen Akademie und der Kunstakademie in Düsseldorf höchst interessierte und anregende Hochschulgemeinden vorfand.

Noch während seiner Kaplanszeit wurde Korff vom Moraltheologen Franz Böckle mit der Arbeit *Ehre, Prestige, Gewissen* (1965) zum Dr. theol. promoviert. Das Ende seiner Seelsorgetätigkeit fiel zusammen mit der Annahme seiner Habilitationsschrift *Norm und Sittlichkeit. Untersuchungen zur Logik der normativen Vernunft* (1973) durch die Bonner Katholisch-Theologische Fakultät. Unmittelbar danach erfolgte der Ruf auf die Professur für *Theologische Ethik und Gesellschaftswissenschaften* an der Universität Tübingen. Vom Elan seiner wissenschaftlichen Arbeit und seines lebendigen Vortragsstils zeugt die 1975 in der theologischen Seminarreihe des Herder-Verlags veröffentlichte *Theologische Ethik. Eine Einführung*.

Produkte seiner Tübinger Tätigkeit sind ferner das *Handbuch der Christlichen Ethik* (3 Bde. 1978–1982), das er – ein Novum – zusammen mit evangelischen und

katholischen Kollegen herausgab sowie das Suhrkamp-Taschenbuch *Kernenergie und Moraltheologie* (1979). Im gleichen Jahr folgte Korff dem Ruf auf den Lehrstuhl für *Christliche Sozialethik* an der Universität München. In die Münchener Zeit fiel auch sein Engagement als Mitglied des Rates von Sachverständigen für Umweltfragen beim Bundesminister für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit (1991–1996). Die Beschäftigung mit der Umweltproblematik sowie seine Erfahrungen und Reflexionen aus seiner Beratertätigkeit sind zusammengefasst in dem Band *Die Energiefrage. Entdeckung ihrer ethischen Dimension* (1992).

Nach seiner Emeritierung 1993 übernahm Korff die Leitung der von der Görres-Gesellschaft unter Paul Mikat eingerichteten Wissenschaftlichen Redaktion zur Erstellung des *Handbuchs der Wirtschafts-ethik* (4 Bde., 1999) und des *Lexikons der Bioethik* (3 Bde., 2000), die Korff in Zusammenarbeit mit Professorenkollegen edierte. Zugleich erfolgte in dieser Einrichtung auch Korffs teamunterstützte Tätigkeit als Mitherausgeber des *Lexikons für Theologie und Kirche* (1993–2001). Sein letztes großes Werk war das von ihm und Markus Vogt herausgegebene, von 15 Autoren verfasste Handbuch *Gliederungssysteme angewandter Ethik* (2016). Den Entwurf hierzu hat er schon im Anhang zu seiner Festschrift von 2012 skizziert.

Kurz vor seinem Tod konnte Korff noch den Artikel des Soziologen Franz-Xaver Kaufmann zur drohenden Entfremdung der Katholiken von der Kirche zur Kenntnis nehmen (*Kritik des Klerikalismus*, Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 1. Juli 2019). In Kaufmann, der schonungslos den gegenwärtigen Zustand der Kirche, ihrer Pastoral, Moraldoktrin und Kanonistik mit ihren präjudizierenden Wirkungen auf die Bußtheologie und Sakramentenlehre beschreibt, sah Korff einen Geistesverwandten. Noch einmal blitzten, vom FAZ-Artikel zutiefst berührt und aufgerüttelt, Korffs kritischer Geist und wissenschaftlicher Eros auf. Er wolle sich in diese Diskussion einschalten, wenn er noch die Kraft habe, um sich zu Wort zu melden. Er sei „für ein Gespräch unbedingt bereit: So können wir die Dinge nicht stehen lassen.“ Am Sonntag, den 4. August, ist Wilhelm Korff in den frühen Morgenstunden in ei-

nem Münchener katholischen Altenstift friedlich eingeschlafen.

Ulrike Pfeil

Zwischen den Fronten - Porträt der Menschenrechtlerin Felicia Langer

Was hätte sie dazu gesagt? Wer Felicia Langer kannte, stellt sich diese Frage bei fast jeder Nachricht aus dem Nahen Osten.

„Bis zum letzten Atemzug“, hatte die israelische Menschenrechts-Anwältin gelobt, werde sie für einen unabhängigen, lebensfähigen Palästinenserstaat und die Rückkehr aller Flüchtlinge kämpfen.

Für sie eine unabdingbare Voraussetzung für Frieden im Nahen Osten, und für die Sicherheit Israels. Sie hielt Wort, bis zu ihrem Tod am 22. Juni 2018.

Anlässe, um ihre kritische Stimme zu erheben, hätte sie seither viele gehabt: Als US-Präsident Donald Trump die amerikanische Botschaft von Tel Aviv nach Jerusalem verlegte und damit Jerusalem als Hauptstadt anerkannte. Als Israel in Ost-Jerusalem 13 neue palästinensische Häuser mit 70 Wohnungen abreißen ließ, weil sie angeblich der Grenz-Sperranlage zu nahe waren. Als Trump die Golan-Höhen zu israelischem Territorium erklärte. Als Ministerpräsident Benjamin Netanjahu ankündigte, Teile des Westjordanlandes dem israelischen Staatsgebiet einzuverleiben.

Andererseits, immer wieder: Raketen-Attacken aus dem Gaza-Streifen auf Israel; israelische Präventiv- und Vergeltungsschläge, auch im Südlibanon und in Syrien. Eine friedliche Zweistaaten-Lösung ist in unerreichbare Ferne gerückt.

Die Palästinenser haben eine wichtige Fürsprecherin verloren. Felicia Langer war als israelische Juristin und Anwältin die erste, die nach dem Sechstagekrieg 1967 ange-

klagte Palästinenser in den israelisch besetzten Gebieten Westjordanland und Gaza-Streifen vor israelischen Militärgerichten verteidigte. Mehr als 20 Jahre lang vertrat sie Männer, Frauen und sogar Kinder, die oft ahnungslos mit dem Besatzungsrecht in Konflikt und in die Gefängnisse geraten waren. Männer, die aus dem Westjordanland deportiert worden waren, nur aus Verdacht. Es konnten harmlose Anlässe sein: die Farben der palästinensischen Flagge gezeigt, gegen den Abriss eines Hauses protestiert, gegen die Vernichtung eines Olivenhains, Teilnahme an einem Schweigemarsch gegen die Besatzung.

Zu ihren Mandanten gehörten eine Mutter, die das Aufenthaltsrecht bei einem Besuch im Gaza-Streifen kurz überschritten hatte – schon drohte die Trennung von ihren kleinen Kindern. Oder ein Zwölfjähriger, der beim Basteln eines Molotowcocktails mit einer leeren Colaflasche erwischt wurde, ein irregeleiteter, missbrauchter kleiner „Freiheitsheld“. Niemals, sagte Langer, hätte sie das Mandat für einen Angeklagten übernommen, der wissend unmoralisch handelte, gar gezielt Menschenleben riskierte oder vernichtete.

Nicht immer war sie vor Gericht erfolgreich, obwohl sie sich akribisch auf die Prozesse vorbereitete und mit ihrer Detailkenntnis manche Anklage auseinandernahm. „Ich bin die frustrierteste Anwältin der Welt“, sagte sie von sich. Doch bei den Palästinensern wurde sie als Heldin verehrt. Oft genug gelang es ihr immerhin, Hafterleichterungen oder Besuchserlaubnisse zu erwirken, einmal auch, einen verschütteten Brunnen wieder zu öffnen. Die Gerichtsverhandlungen und die Berichte ihrer Mandanten lieferten ihr das Material für ihre öffentlichen Anklagen gegen die Annexionspolitik Israels. Sie notierte Menschenrechtsverletzungen, dokumentierte die teils absurden, unwürdigen Zustände, die in den besetzten Gebieten und in den Gefängnissen herrschten, die Beweise der Folter. Und sie wurde nicht müde, auf das Potenzial an Wut und Aggression hinzuweisen, das damit bei den Unterlegenen, den Geschädigten, den Palästinensern, erzeugt wurde. Ein Ressentiment, das sich wiederum zur Bedrohung für Israel und seine Bürger entwickelte.

Es war nicht nur die Gesetzeslage, die Felicia Langer empörte, es war auch die Haltung, die sich immer wieder in der Sprache und in Schikanen unterhalb der Gerichtsebene offenbarte: eine Verachtung gegenüber der palästinensischen Bevölkerung, die nicht den einzelnen Menschen, seine Würde und sein Schicksal sah. Ganz abgesehen von der Verweigerung des Selbstbestimmungsrechts. Mit ihrer Sammlung von unzähligen Ereignissen und Zitaten, die diese Haltung belegten, war Felicia Langer lange Zeit eine wichtige Zeugin auch der israelischen Opposition gegen die Besatzung, etwa der Liga für Menschen- und Bürgerrechte.

Für die Nationalisten war sie dagegen eine verhasste Unperson. Jahrelang konnte sie sich in Israel nur mit privaten Bodyguards bewegen, weil sie außer widerlichen Schmähungen („PLO-Hure“ war noch harmlos) auch ernst zu nehmende Morddrohungen erhalten hatte. Einem handfesten Überfall durch ein rechtsradikales Kommando entging sie nur mit Glück. Ihre zahlreichen internationalen Ehrungen und Auszeichnungen als Verfechterin der Menschenrechte, der Hans-Litten-Preis der Vereinigung Demokratischer Juristen (1988), der Alternative Nobelpreis (1990), der Bruno-Kreisky-Menschenrechtspreis (1991), der Erich-Mühsam-Preis (2005), um nur einige zu nennen, schützten sie nicht vor dem Hass, der ihr vor allem aus dem zionistischen Lager entgegenschlug. Im Gegenteil, sie schienen ihn anzustacheln.

Auch deshalb, und weil sie von den Gerichten kalt gestellt wurde, übersiedelte Felicia Langer mit ihrem Mann Mieciu (israelisch Moshe) 1990 nach Deutschland, nach Tübingen. Die Wahl des Wohnorts war Zufall: In Tübingen hatte ihr einziger Sohn Michael als Schauspieler und Familienvater seinen Lebensmittelpunkt gefunden. Hier sollten die Eltern zur Ruhe kommen. „Ruhe“ bedeutete für Felicia Langer aber keinesfalls Rückzug vom Engagement. In ihrer kleinen Tübinger Wohnung stellte sie das Faxgerät auf, von hier aus blieb sie mit der ganzen Welt in Verbindung: mit israelkritischen jüdischen Organisationen in den USA und anderen Ländern, mit ihren arabischen Schützlingen in Israel, mit palästinensischen Freunden und ehemaligen Mandanten, mit NGOs, Verlagen, Journalisten, Fernseh- und Radiostationen. Als

Universitätsdozentin in Bremen und Kassel gab sie ihr juristisches Wissen und ihre Erfahrungen weiter, kreuz und quer reiste sie durch Deutschland, um in Kirchengemeinden und Volkshochschulen aufzutreten oder auf Friedens-Kundgebungen zu sprechen. Ob man Felicia Langer vorbehaltlos zustimmte oder nicht: Niemand, der mit ihr in persönlichen Kontakt kam, blieb unberührt von ihrer menschlichen Wärme und ihrer starken Antriebskraft, die sich aus einem unkorruptierbaren Gewissen und einer politischen Gewissheit speiste. Die hatte sie durch ihre eigene, bittere Lebenserfahrung erworben, als Lehre aus der erlebten Geschichte in der Zeit des mörderischen deutschen Faschismus. Sie war der Ursprung ihrer ungewöhnlichen Fähigkeit zur Empathie mit den Opfern und den Schwachen.

Felicia Langers Jugend war geprägt vom deutschen Vernichtungsfeldzug gegen die Juden. 1930 wurde sie in eine gebildete, wohlhabende polnisch-jüdische Familie in Tarnow hineingeboren, das einzige Kind ihrer Eltern, der Vater Rechtsanwalt und Schöngest. Die behütete, sorglos glückliche Kindheit war mit dem deutschen Überfall auf Polen 1939 zu Ende. Die Eltern entschlossen sich zur Flucht in die Sowjetunion. Das Leben der kleinen Familie im Exil, erst im Ural, später in Kasachstan, war gekennzeichnet von Entbehrungen, Rechtlosigkeit und blankem Hunger. Je länger der Krieg andauerte, desto erbärmlicher wurden die Lebensbedingungen. Als das letzte Paar Schuhe verkauft war, um ein paar Lebensmittel zu erlösen, konnte die bildungseifrige Felicia wegen des Winters nicht mehr in die Schule gehen, ihre Oase im Elend. Zu Hause musste sie zusehen, wie die Seiten des Lieblingsbuchs als Brennmaterial verheizt wurden.

Das Schlimmste war der Tod des Vaters, dessen geschwächtes Herz den Demütigungen der Flüchtlings-Existenz (auch Gefängnis und Zwangsarbeit gehörten zeitweise dazu), dem Hunger und der Kälte nicht standhielt.

Dabei zeigte schon die junge Felicia eine beachtliche Fähigkeit, Fremdheit zu überwinden. Anders als ihre Eltern lernte sie akzentfrei Russisch, um in der Schule zu bestehen, und mehr als einmal wurde sie zur resoluten „Retterin“, weil sie bei Offi-

zieren oder Behörden für ihren gesundheitlich angeschlagenen Vater intervenierte.

„Das Flüchtling-Sein“, schrieb sie in ihrer Autobiographie „Zorn und Hoffnung“, „brannte sich tief in mein Bewusstsein ein, und als ich zum ersten Mal palästinensische Flüchtlinge traf, fühlte ich ihren Schmerz.“ In der Zeit der existenziellen Not und des menschenverachtenden, rassistischen Tötens im Holocaust kam ihr der Glaube an einen gütigen und gerechten Gott abhanden. Die Menschenrechte wurden nach dem Krieg ihre neue ethische Richtschnur.

Nach Kriegsende zurück in Polen, erkennen Mutter und Tochter die Heimatstadt Tarnow nicht wieder. Sie ziehen nach Breslau, wo Felicia das Abitur nachholen kann und einem jungen Mann begegnet, Jude auch er, der als einziger seiner Familie den Holocaust überlebt hat. Miociu Langer blickt trotz seiner furchtbaren Qualen in mehreren Konzentrationslagern nach vorn; er will ein neues Leben anfangen und macht der 17-jährigen Felicia einen Heiratsantrag.

Die beiden sind erfüllt von der Idee, am Aufbau des neuen Polen mitzuarbeiten. Die Mutter jedoch ist mit einem neuen Partner nach Israel gezogen. Von dort fleht sie die Tochter und den Schwiegersohn an, nachzukommen.

In Tel Aviv ist das junge Paar wieder fremd. Sie müssen die Landessprache Ivrit lernen, niedrige Lohnarbeiten annehmen, um zu Geld zu kommen, die erste Wohnung ist ein dunkles Loch. Felicias sehnsüchtiger Wunsch zu studieren muss aufgeschoben werden, dann noch einmal nach der Geburt des Sohnes Michael. Doch mit der Entschlossenheit, das Studium anzugehen, als Michael sechs Jahre alt ist, befreit sie sich von der Depression, die sie in Israel befallen hat. 1960 beginnt sie mit einem Abendstudium im Fach Jura an der Uni Tel Aviv. „Meine Wahl“, schreibt sie rückblickend, „rührte wohl von der Überlegung her, dass ich in diesem Beruf meinem Wunsch zu helfen, Schwache, Unterdrückte und Arme zu verteidigen, nachkommen konnte.“ Sie ist die einzige Studentin mit Kind. Das Studium ist eine zermürbende Plackerei, aber sie steht es durch, mit glänzenden Noten.

Kaum hat sie sich als Anwältin einer Kanzlei angeschlossen, passiert ein weiteres

Schlüsselereignis: Im so genannten „Sechstagekrieg“ besetzt Israel angrenzende Gebiete, die Palästinensergebiete Westjordanland und Gazastreifen, Ostjerusalem, die Sinai-Halbinsel (ab 1979 an Ägypten zurückgegeben) und die syrischen Golan-Höhen. Nach offizieller israelischer Lesart war es ein Präventivkrieg, als Antwort auf Truppenbewegungen und Vernichtungsdrohungen gegen den Staat Israel aus den arabischen Nachbarländern Ägypten, Syrien und Jordanien. Felicia und Mieciu Langer sind jedoch entsetzt und entschieden gegen diesen Eroberungskrieg, wie auch als einzige israelische Partei die Kommunisten, denen sie zu dieser Zeit angehören. Im Gegensatz zum Siegestaumel, der die Mehrheit der israelischen Bevölkerung erfasste (Felicia Langer spricht von „kollektivem Alkoholismus“), nimmt sie den Sechstagekrieg in einem „Moment der Wahrheit“ als „Katastrophe“ wahr, die „schreckliche Folgen für die Gesellschaft haben könnte“.

Noch glaubt Felicia Langer an das Recht. Sie eröffnet eine Kanzlei in Jerusalem, um Palästinenser vor israelischen Militärgerichten in den besetzten Gebieten zu vertreten, denn sie wusste, dass diese Menschen juristischen Beistand brauchen würden. Arabische Anwälte in der Westbank hatten beschlossen, die israelischen Gerichte zu boykottieren.

Felicia Langer lernt Arabisch, um ihre Klienten zu verstehen. Sie lernt die Gefängnisse und Gerichte, vor allem aber die Menschen in Hebron, Nablus, Ramallah und Gaza kennen. Sie klagt gegen Enteignungen, gegen die Zerstörung von Häusern und Weinstöcken, gegen willkürliche Festnahmen und Deportationen, lange Untersuchungshaft, schlimme Zustände in den Gefängnissen, Folter bei Verhören.

Juristisch schwer beizukommen ist den Schikanen, denen Palästinenser in der Folgezeit beispielsweise durch israelische Siedler ausgesetzt sind, die sie mit gezielten Attacken zu vergrämen versuchen – was vor Gericht häufig ungeahndet bleibt. Oder auch mit direkter Gewalt, bis hin zu Tötungen, die überaus nachsichtig bestraft werden. Langer dokumentiert diese Vorfälle akribisch und weist frühzeitig darauf hin, dass sie bei den Palästinensern ein Vergeltungs- und Aggressionspotential wecken können, das schwer einzuhegen sein wird.

Die Intifada kommt für sie nicht aus heiterem Himmel. Langer gesteht zumindest dem ersten Palästinenser-Aufstand, diesem Krieg der Steine (1987 bis 1991), eine moralische Berechtigung zu, wenngleich sie Gewalt gegen Menschen grundsätzlich ablehnt. „Israel wird nie Sicherheit genießen, wenn es den Palästinensern nicht ihre Rechte gibt“, wird sie nicht müde zu betonen. Stets bleibt der Sechstagekrieg für sie das Grundübel, in dem Israel gewissermaßen seine Unschuld verloren hat.

Frieden kann nach ihrer tiefen Überzeugung erst entstehen, wenn Israel die besetzten Gebiete an die Palästinenser als eigenen Staat zurück gibt. Das Existenzrecht Israels stellt sie dabei nie infrage. An Sicherheit durch eine hochgerüstete militärische Atommacht glaubte sie jedoch nie. „Wir werden das moderne Sparta sein“, warnte sie in den 1980er Jahren, und meinte damit: ein kriegerisches Land, in dem am Ende die Väter ihre Soldaten-Söhne begraben.

Anfangs vertrat Felicia Langer auch israelische Kriegsdienstverweigerer, bis ihr 1977 die Lizenz zur Anwaltstätigkeit vor Militärgerichten in Israel entzogen wurde. Von da an blieb sie ganz auf Fälle beschränkt, die vor Gerichten in den besetzten Gebieten verhandelt wurden.

Der Utopie einer Verständigung zwischen Israelis und Palästinensern hat sie mit ihrer Tätigkeit, mit ihrem mitfühlenden und ermutigenden Interesse für die Nöte und Schmerzen ihrer Mandanten, unschätzbare Dienste erwiesen. Hier war eine Jüdin, die mit den Palästinensern auf Augenhöhe verkehrte, die sich ihre Anliegen zu eigen machte, die für sie kämpfte. Die ihr Feindbild zurechtrückte. Mit vielen, die sie als Anwältin vertrat, blieb sie freundschaftlich verbunden.

Zeugnisse der Dankbarkeit und Zuneigung schmückten auch in Tübingen die Umgebung ihres Schreibtischs. Ein junger Palästinenser wuchs ihr so ans Herz, dass sie ihn als zweiten Sohn adoptierte; er lebt in den USA.

Schon bald merkte Felicia Langer, dass zu vieles, was sie sah und hörte, nicht in den Gerichtssälen bleiben durfte. Sie suchte die Öffentlichkeit, prangerte in den Medien Missstände an, zeigte das menschliche Gesicht des Leidens. Und sie begann selbst zu

schreiben. Buch um Buch, es sollten in Deutschland 13 Titel werden, breitete sie ihr umfangreiches Material aus. Früh kritisierte sie als Grundübel und Friedens-Hindernis die israelische Siedlungspolitik in den besetzten Gebieten. Als sie kurz nach dem Sechstage-Krieg auf den Trümmern einer von israelischen Soldaten zerstörten Siedlung im Westjordanland stand, ahnte sie bereits, was den arabischen Einwohnern der besetzten Region blühen würde. Später sammelte sie die Beweise für die immer weiter fortschreitende Verkleinerung und Zerstückelung des Palästinenser-gebiets durch hoch gesicherte jüdische Siedlungen und ihre Verbindungsstraßen, die Verhinderung eigener wirtschaftlicher und agrarischer Entwicklungsmöglichkeiten, die Benachteiligung beim Zugang zu Wasser gegenüber den israelischen Siedlern, die rechtliche Benachteiligung, weil die Palästinenser der Militärgerichtsbarkeit unterstellt wurden, während für die Siedler das Zivilrecht galt.

Weil sie die Siedlungen als eine Methode der Annexion erkannte, bezweifelte Felicia Langer auch von Anfang an die Durchsetzbarkeit des Oslo-Abkommens von 1993, das euphorisch als Beginn einer friedlichen Zwei-Staaten-Lösung gefeiert wurde. Die schwarz sehende „Kassandra“, die damals den Diplomaten die Freude verdarb, sollte Recht behalten.

Oft wurde Felicia Langer dafür gescholten, dass sie ausgerechnet von Deutschland aus, dem Land der Nazi-Täter, Kritik an Israel übte, damit dem Antisemitismus Nahrung gebe und die Opfer des Holocaust verrate. Es stimmt, dass sie gelegentlich „Applaus von der falschen Seite“ bekam, dass auch die rechtsradikale „Nationalzeitung“ sich auf sie berief. Langer distanzierte sich stets von derartigen Vereinnahmungen, ließ sich in der Sache aber nicht davon beirren.

Auch nicht davon, dass ihre Parteilichkeit für die Palästinenser als Einseitigkeit verstanden wurde und die Wirkung ihrer Argumente schmälerte. Regierte in Gaza nicht die radikalislamische Hamas, die Kassam-Raketen auf Israel schießt? Begingen Palästinenser nicht brutale Selbstmordattentate, denen israelische Zivilisten und Soldaten zum Opfer fielen? Waren die Palästinenser nicht selbst untereinander politisch gespalten? Ja, sagte Felicia Langer, auch sie leide mit israelischen Terror-Opfern. Doch sei es

die ständige Frustration durch die israelische Politik, die einzelne Palästinenser anfällig mache für radikale Parolen und für die Einflüsterungen erklärter regionaler Israel-Feinde wie dem Iran, die sie für ihre eigenen geostrategischen Ziele benutzten. Wahrscheinlich aber unterschätzte sie die Demut und die Scham, die sich den Deutschen aufgrund der furchtbaren Nazi-Geschichte gegenüber Israel gebietet. Dabei hat sie nie, wie ihr manchmal unterstellt wurde, die israelische Okkupation mit dem Holocaust verglichen. Ihre Referenz war der frühere Apartheid-Staat Südafrika. Den Vergleich mit „Bantustans“ gebrauchte sie nicht als einzige für die zersplitterten Enklaven des palästinensischen Siedlungsgebiets.

Nie aber waren die Anfeindungen in Deutschland größer als im Jahr 2009, als der deutsche Bundespräsident Horst Köhler Felicia Langer das Bundesverdienstkreuz verlieh. Obwohl die Anregung dazu von Evelyn Hecht-Galinski kam, der Tochter des verstorbenen Vorsitzenden des Zentralrats der Juden, gerieten prominente deutsch-jüdische Repräsentanten darüber in Aufruhr. Ein Shitstorm (nun schon im Internet) ergoss sich über Felicia Langer und über jene, welche die Auszeichnung verteidigten, wie der Tübinger Bürgermeister Boris Palmer, ein Grüner. Einzelne jüdische Bundesverdienstkreuz-Träger gaben aus Protest ihren Orden zurück oder drohten zumindest damit, wie der Schriftsteller Ralph Giordano. Langer, so ein Vorwurf, „entlaste“ die Deutschen von ihren Schuldgefühlen wegen des Holocaust, indem sie Israel Völkerrechts-Bruch vorwerfe. Dass Felicia Langer auch heftige Schmähungen ohne Selbstzweifel ertrug, dürfte zum einen ihrer Charakterstärke aus „innerer Wahrheit“ zuzuschreiben sein. Zum anderen ihrer Geborgenheit und Zuneigungs-Gewissheit in einer großen, internationalen Gemeinde von Freunden, und nicht zuletzt der lebenslangen, innigen Unterstützung ihres Mannes. Viele Jahre hindurch war er, der in Israel als Geschäftsmann tätig war, der „Mann an ihrer Seite“, der mit ihr litt und sie aufrichtete. Auch in Tübingen, als Rentner, beschäftigte er sich zunächst im Hintergrund. (Unter anderem gründete er einen erfolgreichen Falafel-Imbiss, der später von Palästinensern betrieben wurde).

Erst 1992, und zum ersten Mal in seinem Leben, sprach er öffentlich über die selbst erlebten Gräuel in den Nazi-Lagern. Lange hatte er diese schrecklichen Erinnerungen auch gegenüber seiner Familie verdrängt. Nun wurde er in seinen späten Jahren zu einem wichtigen, glaubwürdigen Zeitzeugen, der in Schulklassen auftrat und überall seine Zuhörer mit seiner Haltung und seinem feinen Humor für sich gewann. Eines ihrer vielen Bücher hat Felicia Langer ihm gewidmet: „Miecicus später Bericht“. Es ist das einzige, das nicht das Schicksal der Palästinenser zum Thema hat.

Als Paar war den beiden ein schönes Alter vergönnt, eine Zeit der Zärtlichkeit und Dankbarkeit. Als ihr Mann 2015 starb, bekämpfte Felicia Langer ihren Schmerz mit einem entschlossenen „Ich mache weiter“. Es war auch Miecicus Vermächtnis.

Benno und Irmgard Rech

Wir Christen sind Jüngerinnen und Jünger Jesu

Alternativer Gottesdienst am 02.
Juni 2019

B: Eingangslied GL 381: Dein Lob, Herr ruft der Himmel aus, 3 Str.

Wir beginnen unsern Gottesdienst im Namen Gottes, der uns die Glückseligkeit seines Reiches verheißen hat.

Im Namen Jesu Christi, unseres Bruders, der uns durch sein Leben und Sterben den Weg dorthin gezeigt hat.

Im Namen seiner verheißenen Geistkraft, die uns zum Aufbruch dorthin stark macht.

Eröffnung: Liebe Jüngerinnen und Jünger Jesu! Seid alle herzlich willkommen!

I: Einführung: Wir sind es nicht gewohnt, dass wir zur Eucharistiefeier von unserem Pastor mit „liebe Jüngerinnen und Jünger Jesu begrüßt würden. Das Bild für die Ge-

meinde war in der Vergangenheit die Herde mit ihrem Hirten, dem Pastor. Im NT werden auch die 12 Apostel Jünger genannt. Jünger hießen die Christen einer Gemeinde, also alle Männer und Frauen, die sich zu Jesus als dem Christus bekannt haben. In diesem Sinn sind auch unsere heutigen Amtsträger wie wir alle Jünger Jesu. Die ersten Christen verstanden sich in der direkten Nachfolge Jesu. Sie sahen sich als seine Schüler, sie lernten aus seinem Geiste zu leben. Wie dieser Geist sie erfasst hatte, das zeigte sich in einem neuen Miteinander. Sie verstanden sich, für die damalige Zeit sehr ungewöhnlich, als Schwestern und Brüder. Ungewöhnlich deshalb, weil durch die Geschwisterbezeichnung der Anspruch entsteht, dass Mann und Frau sich gleichrangig begegnen.

B: Es gibt unter den jüdischen Rabbinern eine frauenfeindliche Tradition. Aus ihrem Mund werden Sätze zitiert wie diese: „Sprich nicht mit der Frau!“ „Jeder, der viel mit der Frau spricht, zieht sich Unheil zu, vernachlässigt die Tora und erbt am Ende die Hölle.“ Nicht nur hält sich Jesus, zum Staunen seiner Jünger nicht an diese frauenverachtende Sitte. Jesus führt lange und eingehende Gespräche mit Frauen. Er lässt sie als Jüngerinnen in seinem Gefolge zu und nennt alle, die seinen Belehrungen lauschen, meine Brüder und meine Schwestern.

I: Lied GL 409: Singt dem Herrn ein neues Lied, 3 Str.

Die Sitzordnung am Tisch der damaligen Zeit drückte Rang und Ansehen aus. Den Vorrang hatten die Männer. Wie Jesus diese Rangordnung missachtete und wie anstößig dies in den Augen seiner Familie war, hören wir aus dem folgenden Evangeliumstext:

B: Evangelium Markus 3, 31 - 35

I: In der Gemeinschaft, die sich um Jesus versammelte, gab es keine Sitzordnung. Die Leute saßen im Kreis um ihn herum, dabei gruppierten sich nach Belieben die Männer zu den Frauen und die Frauen zu den Männern. Wenn Jesus dann in ihre aufnahmebereiten Gesichter blickte, so wurden sie für ihn Mutter, Bruder und Schwester. Ihre Bereitschaft, seine Botschaft in ihr Leben einzubeziehen, schaffte eine ge-

fühlsmäßige Nähe, wie man sie in der Familie erfährt.

B: Als Jesus nach der Himmelfahrt nicht mehr bei ihnen war, lebten die, die sich taufen ließen, in diesem erfahrenen geschwisterlichen Geist weiter. Es heißt von ihnen in der Apostelgeschichte: „Die Gemeinde der Gläubigen war ein Herz und eine Seele.“ (Apg4, 32) Als Jünger und Jüngerinnen in der Tradition ihres Meisters Jesu lebten sie also erkennbar anders. Im kleinasiatischen Antiochia nannte man sie darum zum ersten Mal Christiani, eigentlich die Christgläubigen. Als Brüder und Schwestern Jesu war auch ihr Verhältnis zu Gott anders geworden. Sie empfanden viel intensiver Gott als barmherzigen, fürsorglich liebenden Vater.

I: Lied GL 427: Herr, deine Güte ist unbegrenzt. 2 Str.

I: Heute, da der Zusammenhalt in den Gemeinden brüchig geworden ist, fragen wir uns, ob wir uns den geschwisterlichen Zusammenhalt der ersten Christen nicht zu idyllisch vorstellen. Aber wir haben tatsächlich ein Zeugnis aus der ganz frühen Zeit, als die Evangelien noch nicht geschrieben waren, das uns staunen lässt. Bevor Paulus nach Rom zur Missionsarbeit reist, schreibt er einen Brief an die dortige Gemeinde, die sich schon 20 bis 30 Jahre nach dem Tod Jesu in Rom gebildet hatte. Nachdem er den dortigen Christen in einem langen Brief seine ganz persönliche Glaubensbotschaft verkündigt hat, lässt er, wie auch wir es in einem Brief tun, Grüße ausrichten an alle, die er schon aus seiner Missionsarbeit kennt.

B: Hören wir selber, wie herzlich die miteinander verbunden waren, die sich der Botschaft Jesu verschrieben hatten und dafür Verfolgung und Gefängnis riskiert haben. Ungewöhnlich für uns ist, dass sie sich untereinander Apostel nennen, auch als Ehepaare, wenn sie sich in den Dienst der Verkündigung der Botschaft Jesu gestellt hatten. Unter den Genannten sind Wohlhabende, in deren Häuser man sich zur Feier des Brotbrechens trifft, und Arme bis hin zu Sklaven nichtchristlicher Herren. Zur Begrüßung gab es als Ausdruck der geschwisterlichen Verbundenheit den Begrüßungskuss.

I: Lesung aus dem 16. Kapitel des Römerbriefes (1 – 16)

B: Diesen liebevollen Ton zwischen Männern und Frauen, die in gleicher Würde das Heil wirkten, gab es einmal. Wie viele schöne antike Männer- und Frauennamen haben wir da gehört! Mit welcher Dankbarkeit, Hochachtung und Zuneigung ruft Paulus sie sich alle in Erinnerung! Wie lebendig sie alle wieder vor seinem inneren Auge werden! Es sind fast so viele Frauen wie Männer, die er seine Mitarbeiter nennt. Paulus weiß, wieviel er ihnen verdankt und dass ohne ihre Unterstützung sein Missionswerk nicht gelungen wäre.

I: Erstaunlich ist, dass alle gemeinsam die Gemeinde fördern, keine und keiner steht über dem andern, keiner bekommt einen besonderen Titel, außer den ganz bescheidenen, nämlich Diakon, also Diener. Und Diakon nennt Paulus eine Frau, Phoebe, die Überbringerin des Briefes an die Gemeinde in Rom. Eine Frau und ein Mann arbeiten auch als Paar zusammen, entweder als Geschwister- oder als Ehepaar wie Priska und Aquila, Andronikus und Junia. Letztere werden beide von Paulus „angesehene Apostel“ genannt.

B: Weil den Männern der Kirche das bald schon nicht mehr gefallen hat, haben sie aus der Frau Junia kurzerhand einen Mann Junias gemacht. In der neuen Einheitsbibel ist die Geschlechtsumwandlung endgültig wieder rückgängig gemacht worden. Wäre es nicht jetzt endlich an der Zeit, dass die Kirche dieses ganze große Unrecht rückgängig macht, diese unnatürliche und, wie wir durch Jesus selber und dieses Grußkapitel des Heiligen Paulus wissen, ganz und gar unchristliche Geschlechter-spaltung und Frauenunterdrückung im Amt zu beenden!

I: Lied GL 457: Suchen und fragen

Wie viel wohler würden wir uns in unserer Kirche fühlen, wenn dieses friedfertige Miteinander der Geschlechter hätte über die Zeiten hinweg bewahrt werden können!

B: Die Dominanz der Männer in der Kirche zog die Vorherrschaft des Mannes bis in die Ehe hinein nach sich. Hätte man je gedacht, dass gerade in der Kirche, die das Heil verwirklichen soll, Frauen –wie in der letzten Woche geschehen- dafür streiken

müssten, um in ihrem Wunsch und in ihrem Recht nach gleichberechtigter Mitarbeit überhaupt wahrgenommen zu werden. Wie viele Talente blieben dadurch ungenutzt, dass Frauen die Kirche im Amt nicht mitgestalten durften!

I: Lasst uns für uns und unsere Kirche Fürbitte halten!

Dazu beten wir das Gebet „Für das pilgernde Volk Gottes“ im GL Nr. 22, 1 u. 2

I: Vater unser

I: Segen: Bitten wir Gott um seinen Segen:

Segne uns Vater, dass deine Güte lebe in unseren Herzen, dass deine Güte spreche aus unserem Mund und aus unserem Lachen, dass deine Güte fahre in unsere Hände und schalom sei für alle von dir unserm Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist. Amen

B: Schlusslied Effata 93: Uns verpflichtet das Wort 1. u. 3. Str.

Ordensoberin: Frauen müssen die Machtfrage stellen

In einem Interview mit der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ (19.9.2019) hat die Generaloberin der Oberzeller Franziskanerinnen, die deutsche Ordensfrau Katharina Ganz, beklagt, dass in der katholischen Kirche nach wie vor nur geweihte Männer „Deutungshoheit“ hätten. Es sei der Zeitpunkt gekommen, dass „Frauen die Machtfrage stellen“. Ganz fragte: "Warum soll die geschlechtliche Männlichkeit eine notwendige Bedingung sein, um den Mann Christus zu repräsentieren, wenn umgekehrt die Kirche die Braut des Bräutigams Christi sein soll? Dann dürfte die Kirche doch nur aus Frauen bestehen." Wer meine, aus Sprach-Symbolismen Machtverhältnisse ableiten zu können, sei nicht gut beraten. Kein Papst habe das Weiheverbot für Frauen bisher als Dogma definiert, so die Generaloberin. "Ein Votum eines Konzils oder einer Bischofssynode darüber gibt es nicht." Die Weihe habe Männern eine Macht gegeben, "von der wir bestenfalls ahnen, wie viel Missbrauch

mit ihr allein im Rahmen der Beichte oder der Seelsorge getrieben wurde - nicht zuletzt in Frauenklöstern", sagte Katharina Ganz.

Hongkong: Anhaltende Proteste

In der chinesischen Sonderverwaltungszone Hongkong halten die im Juni 2019 initiierten Proteste gegen die von Regierungschefin Carrie Lam geplante Justizreform an. Nach einem von ihr vorgelegten Gesetzentwurf sollte es künftig möglich sein, vor allem politische Straftäter aus Hongkong an die Ermittlungs- und Justizbehörden des Festlands auszuliefern. Obwohl Lam den umstrittenen Entwurf vorübergehend auf Eis legte und mittlerweile ganz zurückgezogen hat, gehen die Proteste weiter. Sie richten sich jetzt generell gegen die „schleichende Unterwanderung“ ziviler und staatlicher Einrichtungen der fernöstlichen Handelsmetropole durch die Zentralregierung in Peking. Hongkong war von 1847 bis 1997 britische Kronkolonie und ging 1997 an China zurück. Für eine sogenannte Übergangszeit von 50 Jah-

ren, d.h. bis 2047, wurden Sonderregelungen vereinbart, zu denen u.a. auch Demokratische Freiheitsrechte zählen, die auf dem Festland außer Kraft gesetzt worden waren.

Jüngsten Statistiken zufolge gehören rund 10 Prozent der 7,4 Millionen Einwohner Hongkongs einer christlichen Kirche an.

Neue Statuten für Vatikanbank

Papst Franziskus hat neue Statuten für die Vatikanbank erlassen, in denen Organisation und Arbeitsweise des "Instituts für die religiösen Werke" (IOR) reformuliert wurden. Die vor allem unter Transparenzgesichtspunkten vollzogene Reform des Finanzinstituts war Teil der von Franziskus versprochene Erneuerung der Kurie. Die neuen Statuten gelten zunächst für zwei Jahre. Der Aufsichtsrat wird von fünf auf sieben Mitglieder aufgestockt. Das Gremium darf künftig einen neuen externen Revisor vorschlagen, der die bisherigen internen Rechnungsprüfer ersetzt. Die auf fünf Jahre vergebenen Mandate im Aufsichtsrat sowie für die

übergeordnete fünfköpfige Kardinalskommission des Instituts können nur einmal verlängert werden. Das Management der Bank hat dem Aufsichtsrat und dem Präsidenten der Kardinalskommission fortan monatlich einen Bericht über die wirtschaftliche Entwicklung vorzulegen. Für den Revisor wird das Auskunftsrecht ausdrücklich festgeschrieben.

Aufgabe des 1942 gegründeten "Instituts für die religiösen Werke" ist die Bewahrung und Verwaltung von Finanzen, Sachwerten und Immobilien, die für religiöse oder wohltätige Zwecke bestimmt sind. In der Vergangenheit war das IOR durch „zweifelhafte Geldgeschäfte“ häufig in die Kritik geraten.

Segnung homosexueller Paare in der Debatte

Die katholischen Bischöfe Franz-Josef Bode und Stefan Heße haben sich für einen offeneren Umgang ihrer Kirche mit Homosexuellen ausgesprochen. "Wenn schwule Männer und lesbische Frauen sich trotz erlebter Zurückweisungen als gläubige Christinnen und Christen bekennen und in der Kirche um pastorale Begleitung auf ihrem Lebensweg bitten, ist das sehr beeindruckend und fordert heraus, gemeinsam Perspektiven zu entwickeln", schreiben sie in einem Geleitwort zu dem Sammelband "Mit dem Segen der Kirche? Gleichgeschlechtliche Paare im Fokus der Pastoral". Das Buch enthält Beiträge einer nicht-öffentlichen Fachtagung der katho-

lischen Akademien Osnabrück und Hamburg, die im Juni 2018 in Hamburg stattgefunden hatte. Der Hamburger Erzbischof Heße betont darin: "Ich sehe, dass wir als Kirche nur glaubwürdig in diese Gesellschaft hineinwirken können, wenn wir uns mit den Lebenswirklichkeiten der Menschen befassen." Dazu gehörten in Hamburg selbstverständlich auch schwule Männer und lesbische Frauen.

Bode, Bischof von Osnabrück und zugleich stellvertretender Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, ergänzt: "Seelsorge darf heute weniger denn je die ausschließen, die um Begleitung bitten." Bode hatte bereits im Januar vergangenen Jahres angeregt, über Segnungen gleichgeschlechtlicher Lebenspartnerschaften nachzudenken. Thomas Schüller forderte mehr Mut von den deutschen Bischöfen in dieser Frage. Der Münsteraner Kirchenrechtler erläutert in seinem Beitrag für den Band, dass es den einzelnen Bischöfen schon jetzt durchaus möglich sei, in ihren jeweiligen Diözesen Segnungen homosexueller Paare zu erlauben.

Trier: Sorge um „Pfarreien der Zukunft“?

Bevor ab 1. Januar 2020 die ersten von künftig 35 Großpfarreien im Bistum Trier errichtet werden, sollen vor Jahresende noch Änderungen an den auf einer Diözesansynode (2013-2016) beschlossenen Reformmaßnahmen vorgenommen werden. Unter anderem soll im „Rat der Pfarrei“ künftig

ein Laie das für die Seelsorge zuständige Gremium leiten, die Vermögenskammer dagegen ein Pfarrer. Außerdem soll in den neuen Strukturen mehr Raum für Ehrenamtliche geschaffen werden.

Als Ergebnis einer vom Reutlinger „Pragma Institut“ gesteuerten Umfrage hatte sich zuletzt herausgestellt, dass unter den Gemeindemitgliedern noch immer große Vorbehalte gegenüber der geplanten Pfarreienreform existieren. Der Hauptgrund für den Widerstand gegen die Neuordnung sei der „drohende Verlust von Heimat“. Seelsorge, so befürchtete ein Drittel der Befragten, verliere sich nicht nur im Raum, Seelsorge verliere auch ihr Gesicht.

Bistümer reformieren Dachverband

Die 27 katholischen Diözesen in Deutschland haben ihrem Dachverband eine neue Struktur gegeben. Die von den Bischöfen einstimmig verabschiedete Verfassungsreform tritt mit 1. November 2019 in Kraft. Durch die Neuaufstellung des Verbands der Diözesen Deutschlands (VDD) könnten die Bistümer stärker zusammenschließen, sagte der Eichstätter Bischof Gregor Maria Hanke, der bei dem Projekt federführend war. Die Reform gewährleiste Transparenz und Verlässlichkeit. Der als VDD-Geschäftsführer fungierende Sekretär der Bischofskonferenz, Pater Hans Langendörfer, sagte, die Bischöfe könnten ihre überdiözesane Arbeit nun besser an die finanziellen Ressourcen zurückbinden.

Das sei ein wichtiger Fortschritt. Der VDD ist der Rechtsträger der Deutschen Bischofskonferenz. In ihm sind seit 1968 die bundesweiten Aufgaben der katholischen Kirche gebündelt. Er verfügt derzeit über einen Etat von knapp 120 Millionen Euro, der sich weitgehend aus Zuweisungen der Diözesen aus Kirchensteuereinnahmen speist. Davon werden unter anderem Hilfswerke, Medienaktivitäten, die Auslandsseelsorge und das Sekretariat der Bischofskonferenz in Bonn finanziert. Außerdem koordiniert der Verband den Ausgleich innerkirchlicher Interessen, etwa bei der Verrechnung von Kirchensteuern. Kern der VDD-Reform ist eine straffere Struktur. Im zentralen Beratungs- und Entscheidungsorgan, dem Verbandsrat, sitzen nun erstmals Bischöfe, Generalvikare, Finanzdirektoren und zwei vom Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) entsandte Vertreter gleichberechtigt an einem Tisch.

Kirchenaustritte 2018 in Deutschland

Die beiden großen Kirchen in Deutschland haben im Jahr 2018 weiter Mitglieder verloren. Die Zahl der Protestanten ging um etwa 395.000 zurück, die Zahl der Katholiken sank um knapp 309.000. Trotz des zunehmenden Mitgliederschwunds sind mehr als die Hälfte aller Deutschen Mitglied der evangelischen oder katholischen Kirche. Das geht aus den jüngsten Statistiken der beiden Kirchen hervor.

Demnach gehörten der evangelischen Kirche rund 21,1 Millionen Mitglieder an. Die katholische Kirche hatte im Jahr 2018 rund 23 Millionen Mitglieder. Der Sekretär der katholischen Deutschen Bischofskonferenz, Hans Langendörfer, nannte die Zahlen "besorgniserregend". Ursache für die sinkenden Mitgliederzahlen sind Kirchenaustritte und Sterbefälle. Die Zahl der Kirchenaustritte ist im Vergleich zu 2017 gestiegen, in der katholischen Kirche deutlicher als in der evangelischen. So traten 2018 rund 220.000 Mitglieder aus der evangelischen Kirche aus (2017: rund 200.000). Der katholischen Kirche kehrten im vergangenen Jahr knapp 216.000 Menschen den Rücken, ein Jahr zuvor waren es noch rund 168.000 gewesen.

Indien: Regierung droht Muslimen mit Ausrottung

Nach ihrem unerwartet hohen Sieg bei den Parlamentswahlen im April/Mai dieses Jahres, bei dem sie 292 von 542 Abgeordnetensitze gewinnen konnte, hat die radikalhinduistische Bharatiya-Janata-Partei von Indiens neuem und alten Premierminister Narendra Modi damit begonnen, ihre Wahlkampfdrohungen gegen religiöse Minderheiten und Volksgruppen wahr zu machen.

Bereits am 5. August 2019 hatte Modi per Dekret den bisherigen Autonomie-Status Kaschmirs aufgehoben und der Region damit weitreichende Sonderrechte ent-

zogen. Wie unzählige Male zuvor warf Modi Pakistan, das sich seit 1947 mit Indien um die Vorherrschaft im Kaschmir-Tal streitet, „Provokationen“ vor. Beide Staaten verfügen über ein beträchtliches Atomwaffenarsenal.

Dieser Tage nun erhielt die Regierung des nordöstlichen Bundesstaats Assam, dessen 33 Millionen Einwohner zu einem Drittel muslimisch sind, aus Neu Delhi die Anweisung, durch das berüchtigte „Nationale Register für Staatsbürger“ (NRC) knapp 2 Millionen Muslime (abfällig als „Termiten“ beschimpft, die es auszurotten gelte) als „illegale Einwanderer“ des Landes zu verweisen.

Viele der Betroffenen waren 1971 während des Unabhängigkeitskriegs des damaligen Ostpakistan – heute Bangladesch – in die indische Nachbarregion Assam geflohen. Assam war seitdem immer wieder Schauplatz gewaltsamer Spannungen zwischen muslimischen Bengalen und einheimischen ethnischen Gruppen. Mehrere Hunderttausend Bewohner der Krisenregion kamen dabei bereits ums Leben. Menschenrechtler befürchten, dass den Muslimen in Assam nun ein ähnliches Schicksal droht wie ihren Rohingya-Glaubensbrüder im benachbarten Myanmar.

Brasilien: Erste Entschädigungen für Dammbbruch-Opfer

Rund vier Jahre nach dem Dammbbruch eines Klärschlammdepots des Bergbauunternehmens "Samar-

co" nahe der Kleinstadt Mariana im Bundesstaat Minas Gerais haben 83 Familien einem außergerichtlichen Entschädigungsabkommen zugestimmt. Weitere rund 3.500 in einer Sammelklage zusammengefasste Betroffene warten noch auf ein Urteil. Beim Unglück im November 2015 tötete eine Schlammlawine 19 Personen in der Ortschaft Bento Rodrigues, verseuchte über Hunderte von Kilometern hinweg den Rio Doce sowie entlang seinen Ufern mindestens 2.000 Quadratkilometer fruchtbaren Acker- und Weidlands. Tausende von Flussanrainern wurden obdachlos.

Im Falle des Unglücks unweit von Mariana erhalten die Familien umgerechnet zwischen 2.400 und 715.000 Euro aus dem Entschädigungsfonds der australischen BHP Billiton und der brasilianischen „Vale“, deren Tochter die „Samarco“ ist. Bis zur gerichtlichen Verhandlung der oben genannten Sammelklage könnten noch Jahre vergehen, schätzen Experten. Daher wird damit gerechnet, dass weitere Familien demnächst außergerichtlichen Einigungen zustimmen werden. Das Unglück bei Mariana gilt bis heute als die größte Umweltkatastrophe der brasilianischen Geschichte.

Im Fall des Dammsbruchs auf dem Gelände der Eisenerzmine "Feijao" in Brumadinho/Minas Gerais, der sich am 25. Januar 2019 ereignete und den wir in Heft 1/2019 (HimmelHerrgott-Sakrament) ausführlich kommentierten, stehen sowohl die Verurteilung von Verantwortlichen des zuständigen „Vale“-Konzerns

als auch konkrete Beschlüsse über Entschädigungszahlungen noch aus. In Brumadinho fanden unter einer riesigen Schlammlawine 270 Menschen den Tod, 22 gelten bis heute als vermisst.

Reform kirchlicher Rechtsprechung

Der Schweizer Kirchenrichter Nicolas Betticher schlägt zur Verhandlung der in kirchlichen Einrichtungen verübten Missbrauchsdelikte die Schaffung von unabhängigen Gerichtshöfen vor. In einem Interview mit dem Zürcher „Tages-Anzeiger“ kritisiert der Theologe die fehlende Gewaltenteilung bei der kirchlichen Rechtsprechung.

Ein Bischof sei gleichzeitig Regent, Gesetzgeber und Richter, stellt Nicolas Betticher, Offizial am Interdiözesanen Schweizerischen Kirchen-Gericht, fest. Die fehlende Gewaltenteilung hält der Kirchenrechtler für problematisch, sowohl beim Umgang mit sexuellem Missbrauch als auch bei «Machtmissbrauch» generell.

Als Lösung schlägt er die Schaffung eines erstinstanzlichen Gerichtshofes für jede nationale Bischofskonferenz vor, der bei Missbrauch jederzeit angerufen werden könnte. Ein solches Gericht sollte mit unabhängigen Fachleuten besetzt werden. Nebst Kirchenrechtlern sollten dort nach Ansicht von Betticher auch Juristen, Psychiater, Ärzte wirken, und zwar sowohl Männer wie Frauen. «Dieses Gericht müsste, vom Papst

ermächtigt, entscheiden und urteilen können.» Betticher schlägt darüber hinaus die Schaffung von zweitinstanzlichen Gerichten vor, die pro Kontinent oder regional für mehrere Länder zuständig sein würden. Eine dritte übergeordnete Instanz könnte sodann noch in Rom eingerichtet werden.

Simbabwe: Ex-Diktator Robert Mugabe ist tot

Am 6. September 2019 starb im Alter von 95 Jahren Ex-Diktator Robert Mugabe in einer Klinik in Singapur. Der ehemalige Lehrer hatte als Chef einer Rebellenarmee gegen die britischen Kolonialherren gekämpft und zusammen mit Joshua Nkomo das heutige Simbabwe und frühere Rhodesien 1980 in die Unabhängigkeit geführt.

Seine 37-jährige Amtszeit als Premierminister und Präsident Simbawes war von politischer Willkür, gravierenden Menschenrechtsverletzungen und Misswirtschaft geprägt. Durch die von ihm verordnete „Landreform“, in deren Verlauf Tausende von weißen Farmern enteignet und vertrieben wurden, verwandelte er die einstige „Kornkammer“ Afrikas ins „Armenhaus am Äquator“. Die Hoffnung seiner Landsleute, dass sich die wirtschaftliche und politische Situation nach seinem Sturz durch die Armee 2017 verbessern würde, hat sich auch unter seinem Nachfolger Emmerson Mnangagwa bisher nicht erfüllt.

Pressemitteilung von agenda forum katholischer Theologinnen e.V.

„Wir werden nicht schweigen“

14. Hohenheimer Theologinnen-Treffen: Frauen in der katholischen Kirche stellen Machtfrage

Katholische Theologinnen haben es auf mehreren Ebenen schwer: Sie sind alleine aufgrund ihres Geschlechts strukturell von bestimmten Positionen und Ämtern ausgeschlossen, und sie stehen nicht selten in inhaltlichen Spannungen zwischen katholischem Lehramt und Theologie, womit sie im schlimmsten Fall ihre kirchliche Anstellung oder wissenschaftliche Karriere ("nihil obstat") gefährden.

Mit welchen Strategien lässt sich den männlich dominierten Machtstrukturen in der katholischen Kirche begegnen? Diese Frage diskutierten 71 Theologinnen aus Deutschland, Österreich, Belgien, Peru, Brasilien und der Schweiz vom 24. bis 26. Mai 2019 beim 14. Hohenheimer Theologinnen-Treffen unter dem Titel „GOTT MACHT ÖFFENTLICH“. Zur Tagung eingeladen hatten das Forum katholischer Theologinnen AGENDA e.V. zusammen mit der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, unterstützt von der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) und dem Katholischen Deutschen Frauenbund (KDFB).

Als Expertinnen brachten die Redakteurinnen Dr. Christiane Florin vom Deutschlandfunk und Britta Baas vom Publik-Forum, die Theologinnen Prof. 'in Dr. Judith Gruber (Universität Leuven) und Prof. 'in Dr. Dr. h.c. Irmtraud Fischer (Universität Graz), die Privatdozentin Dr. Sonja Strube (Universität Osnabrück) sowie die Geschäftsführerin der kfd Brigitte Vielhaus (Düsseldorf) und die Theaterpädagogin Helga Kröplin ihre Forschungsergebnisse und Positionen zur gleichberechtigten

Teilhabe von Frauen und Männern in die Vorträge und Workshops ein.

„Unsere Antwort auf die schwierigen Rahmenbedingungen für Frauen im Machtgefüge der katholischen Kirche ist, uns zu vernetzen und solidarisch zu unterstützen. Wir werden nicht schweigen“, sagt Prof. 'in Dr. Gunda Werner, Vorsitzende des Forums AGENDA. „Mich freut besonders, dass viele junge Frauen Teil des AGENDA-Netzwerkes sind. Sie fordern selbstbewusst ihren Platz in theologischer Wissenschaft und in kirchlichen Strukturen ein.“

Auch die Nachwuchswissenschaftlerinnen selbst machten auf der Tagung in Hohenheim klare Ansagen zum Machtgefüge in Universität und Kirche: „Wir müssen uns schon jetzt als Studentinnen und Doktorandinnen stärker untereinander vernetzen und damit die Idee von AGENDA verwirklichen!“

Das Forum katholischer Theologinnen AGENDA e.V. wurde 1998 gegründet und hat aktuell 280 Mitglieder aus vier Ländern. AGENDA macht die wissenschaftliche Arbeit von katholischen Theologinnen sichtbar, stärkt ihre Position in Kirche und Gesellschaft und leistet Informations- und Vernetzungsarbeit (www.agenda-theologinnen-forum.de). AGENDA richtet auch das alle zwei Jahre stattfindende Hohenheimer Theologinnen-Treffen aus, das dem fachlichen Austausch von Theologinnen aus der Wissenschaft und unterschiedlichen Berufen innerhalb und außerhalb von Kirche dient.

Leserzuschrift

An die Redaktion von Imprimatur

Sehr geehrte Redakteure, Redakteurinnen, Mitarbeiter, Mitarbeiterinnen,

heute möchte ich mich einmal ausdrücklich für Ihre Zeitschrift „imprimatur“ bedanken. Mein Mann und ich lesen sie seit Jahren, sie ist immer informativ, lehr-

reich, auf dem neuesten Stand und bringt alles Aktuelle und Wissenswerte über Kirche und Theologie. Natürlich und erfreulicherweise Kritisches, was jetzt mehr denn je angebracht ist.

In den 60er Jahren erfuhr ich über Freunde etwas von der „action 365“, (Ökumenische Basisgruppen) bei der ich dann gerne mitarbeitete. Welche Freude, auf dem Kirchentag 1965 (?) in Augsburg wurde schon vom gemeinsamen Abendmahl gesprochen, es vielleicht auch ausgeteilt. Eine Freundin der action erzählte begeistert davon. Leider spaltete daraufhin P. Lepich die action in zwei Teile; er lehnte ein gemeinsames Abendmahl vehement ab. Unsere Gruppe blieb bestehen: Ökumene wagen, auch die Frauenordination war schon damals für uns ein Thema; dann unser Anliegen „die Schöpfung bewahren“. (Über Umwelt und Ressourcenverbrauch). Hätten CDU/CSU da zugegriffen, könnten sie heute so gut wie die Grünen da stehen! Ich erinnere mich daran, dass uns der Pater schon in den 60ern von seiner Befürchtung erzählte, dass es einmal Flüchtlingsströme gäbe, von den armen zu den reichen Ländern! Für mich war das weit weg. Die offizielle Kirche nahm sich keines dieser Themen an, verzögerte höchstens die Ökumene. Nun merke ich, Leute wie wir –die jetzt alle 80 und darüber sind– waren wohl die letzten eifrigen Katholiken, die vergeblich etwas in ihrer Kirche weiter entwickeln wollten.

Heute stehen wir da, als hätte es das alles nicht gegeben in einer ganz unbeweglichen Kirche. Ich bin sehr enttäuscht, habe mich innerlich von meiner Kirche abgemeldet. Seit über 40 Jahren singe ich in einem kleinen evangelischen Kirchenchor und gehe dort auch zur Kirche, wenn wir singen. Auch das Abendmahl empfangen wir mit meinen Chorfreunden und –freundinnen, weil ein Pfarrer mich dazu eingeladen hatte. Er war ein guter „Hausvater“. Ich halte das gemeinsame Abendmahl für ein Zeichen unserer christlichen Gemeinschaft; der Glaube an einen gütigen Gott fällt mir angesichts der Grausamkeiten in der Welt sehr schwer.

Ihre Zeitschrift ist mir aber in gewisser Weise Trost. Mir gefielen vor allem die zwei Predigten in Nr. 2. 2019. Ich sehe aber auch, wie die letzten Gutwilligen langsam

verzweifeln. „Wenn doch auch du .. erkannt hättest..“

Ihnen dennoch weiterhin Mut und treue Mitarbeiter; und mir wünsche ich weiter so viele gescheite Artikel und Meinungen von Ihnen wie bisher.

Ihre Leserin Marianne Bucher, Groß-Umstadt

Hubert Berndt

Zur heutigen Krisenzeit

Wir leben in einer Zeit des totalen Umbruchs und ungeheurer Veränderungen, wie sie die Welt in dieser kurzen Zeitspanne und in dieser Tiefe noch nie erlebt hat, einer sogenannten Achsenzeit. Dies betrifft selbstverständlich auch die Theologie und die Kirchen. Die Bibel und Dogmatik sowie die Moralsysteme haben wesentlich alle noch die alte, geozentrische Weltsicht als Grundlage, welche mit der modernen, naturwissenschaftlich geprägten Anschauung unserer Tage nicht in Übereinstimmung zu bringen ist. Deshalb versteht auch der heutige Mensch die alten Aussagen der Vergangenheit nicht mehr und verlässt wohl auch deshalb zu Hunderttausenden die Kirchen.

Bisher hatte die Kirche dieser Entwicklung nichts Entscheidendes entgegenzusetzen, im Gegenteil, sie versuchte es mit Abwehr und Verurteilung, z.B. mit dem Antimodernisteneid, der jedem Geistlichen – entgegen besserem Wissen – aufgezwungen wurde: Gewissenszwang!

Allerdings hätte es nicht soweit kommen müssen. Es gab genügend Gelehrte, viele in der Vergangenheit sowie Gegenwart, welche auch die Integration von Moderne und alter Theologie versuchten. Aber die Päpste und die Kurie waren unbelehrbar und uneinsichtig bis auf wenige Ausnahmen, wie z.B. Papst Johannes XXIII. Zweifellos trägt die Kurie hierbei schwere Schuld. Die wichtigsten kulturell-geistigen

Strömungen gingen an der Kirche vorbei. Dabei aber ist der Anschluss der Theologie an neuzeitliches Denken eine Frage des Überlebens der Kirche. Ein struktureller Zusammenbruch ist daneben beim Ausbleiben finanzieller Hilfen, z.B. der Kirchensteuer, in absehbarer Zeit bei beiden Kirchen zu befürchten.

Es geht bei den dringend nötigen Reformen um alle wesentlichen Inhalte der Dogmatik und auch der Moral, Gotteslehre, Christologie samt Mariologie, Erbsünde, Soteriologie, vor allem das Papstdogma mit seiner Unfehlbarkeit. Nach heutiger eindeutiger wissenschaftlicher Erkenntnis auch der modernen Paläontologie gab es nie ein Paradies, auch kein moralisch voll entwickeltes erstes Menschenpaar – somit auch keinen Sündenfall und die Abwälzung der Schuld für das ungeheure Leid der Kreatur auf den Menschen.

Papst Franziskus versucht dort, wo es noch am leichtesten möglich erscheint, neue Wege in der Pastoral, aber kann sich leider gegenüber den „alten“ Kirchenmännern nicht durchsetzen, obwohl er eine unbeschränkte Vollmacht besitzt, viel mehr als jeder andere Regent.

Bei der Vielzahl der nötigen Reformen und deren Kompliziertheit kann nur ein neues Konzept mit neben dem Papst überwiegend aufgeschlossenen Bischöfen und Kardinälen unter Mitarbeit auch der anderen Konfessionen wirksam sein.

Fragen könnten sich in nächster Zeit der Christenheit stellen, denn allgemein und überall – außer in „Eingeborenen“-Regionen vielleicht Afrikas und Asiens – gehen die Lehren der Kirchen, fast könnte man sagen, dem Ende entgegen ...

Wie schon erwähnt, atmen Gotteslehre und Christologie einen antiken, neuplatonischen Geist, der dem heutigen Menschen in Terminologie und Substanz fremd und unverständlich ist. *„Aber das steht mit Sicherheit fest. Den Gott, wie ihn die Theologie der christlichen Kirche beschreibt, kann es nicht geben“* (Heiner Geissler „Kann man noch Christ sein, wenn man an Gott zweifeln muss?“. Ullstein-Verlag 2017, S. 67).

Der „alte“ Gott, allmächtig, allgütig, allwissend ... hat ausgedient. *„Nichts hat dem Christentum mehr geschadet – als diese*

Gottesvorstellungen – und die Untaten, die Christen im Namen Gottes begangen haben ... / Die besten Köpfe waren nicht in der Lage, eine Antwort auf die Frage zu finden, wie das unermessliche Leid der Kreatur mit Allmacht, Güte und Allwissenheit zu vereinbaren sei“ (Geissler, aaO, S. 7). *„Nur ein Gott, der rettet, Gerechtigkeit zu schaffen und Tränen zu trocknen vermag, ist ein Gott, den zu ersehnen sich lohnt“* (Magnus Striet „Gottes Schweigen“, Grünewald-Verlag 2015, S. 13).

Doch das Gegenteil geschieht und geschah: Niemals, wirklich nie, hat Gott hilfreich Menschheitskatastrophen gewendet, Pandämien, Pest, Tsunami abgewehrt; auch war er „abwesend“ bei den großen monströsen Verbrechen des vorigen Jahrhunderts ... Es kam allein auf den Menschen an, auf das richtige, oft opfervolle und lebensrettende Handeln von Menschen, wenn Unheil abgewendet, die Erde bewohnbarer und Menschenleben geschützter wurden, wie z.B. auch in moderner Medizin und Technik. Man weiß heute: Gott handelt, wenn es ihn überhaupt gibt, nur durch Menschen, auf etwas anderes ist kein sicherer Verlass. *„Schmerzen lindern, Folterer bestrafen, Diktatoren bekämpfen: All das tun, was Gott offensichtlich nicht tut, aber tun müsste, wenn es ihn gäbe ... All das tun, das auch Jesus täte ...“* (Geissler, aaO, S. 217 und S. 73). Dietrich Bonhoeffer: Der heutige, mündige Mensch müsse lernen ... „etsi Deus non daretur“, als wenn es Gott nicht gäbe. Die Lebens- und Leideserfahrung zwingen dazu! *„Nur das eine wird immer deutlicher, dass Du uns nicht helfen kannst, dass wir Dir helfen müssen und dadurch helfen wir uns letztlich selbst“* (Etti Hillisum in: Hubert Halfas „Der Glaube“, Patmos-Verlag 2010, S. 233).

Das heutige Denken der Evolution hat das statische antike Gebäude abgelöst. Ob hier ein Ansatz für ein modernes Gottesbild wäre wie etwa bei Teilhard de Chardin oder in der Prozesstheologie? Versuche sind durchaus zu finden. Seit Papst Franziskus kommt manches auch in der systematischen Theologie in Fluss, was vorher verboten und „undenkbar“ war.

Nicht nur die Gotteslehre, sondern auch die anderen Disziplinen ruhen auf antikem, für unsere Zeit nicht nur unver-

ständigem, sondern offen gesagt, auf unrichtigem, unwahrem Fundament. Denken wir nur an die komplizierten Differenzierungen über Jesu „Natur“ und „Wesen“. Ich bin sicher, Jesus selbst hätte dies nicht verstanden und vor allem auch nicht gut geheißen. Moderne Theologen versuchen auch vorläufig verständlichere Vorstellungen von Jesu Gottesverhältnis zu verstehen, statt vom Neuplatonismus vom biblischen Denken aus.

Dies alles stellt die Theologie vor ganz neue, ungeheuer wichtige und unumgängliche Aufgaben. Es kommt die Erkenntnis, dass auch die Dogmen geschichtlich und wandelbar zu verstehen sind.

Ich selbst, das sei zum Schluss als wichtige Ergänzung und Fortführung der Gedanken gesagt, habe Jesus (Jesua = Jahwe ist Hilfe, Rettung) persönlich in meinem Leben als „Helfer“ und „Retter“ in besonders schwierigen, fast aussichtslosen Situationen erlebt, so während der Vertreibung meiner Familie, wo es dann durch eine Verkettung günstiger Umstände doch zu einem Ausweg kam. Von vielen anderen, Bekannten und Verwandten, hörte ich Ähnliches.

Hubert Berndt, 1930 in Ratibor /Ober-schlesien, geboren, ist einer unserer ältesten Leser. Nach der Flucht der Familie hat er an verschiedenen Universitäten Katholische Theologie studiert, in Freiburg schloss er mit einem Diplom ab, wurde promoviert und war zeitweise dort Wissenschaftlicher Assistent. Später war er Oberbibliotheksrat an der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek und an der Universität Mainz.

*Das Buch von Walter wurde schon einmal in imprimatur rezensiert: Der Koran hat viele Autoren. Rezension zu Jean-Jacques Walter, *Le Coran révélé par la Théorie des Codes (Studia Arabica, hg. von Marie Thérèse Urvoy, Bd. XXII), Éditions de Paris: Paris 2014, 296 S., in: imprimatur 48, 2015, 53-54.**

Weil es so grundlegend neue Forschungsmethoden in die Koranexegese einbringt, soll es noch einmal in folgender Buchbe-

sprechung aufgegriffen werden, die recht verständlich die Ergebnisse referiert (Red.).

Barbara Köster

Der Koran aus mathematischer Sicht

Koran und Mathematik

Hatten Islamwissenschaftler bisher in Harmonie und Übereinstimmung – der ursprünglichen Bedeutung des Wortes Islâm – mit der Tradition und den Vorgaben der muslimischen Islamgelehrten geforscht und fraglos den Koran für den bedeutendsten Text in arabischer Sprache gehalten – so tun sie dies mehrheitlich zwar immer noch, denn es nicht zu tun, ist noch nicht opportun, aber der Stachel sitzt im Fleische.

Das bohrende Gefühl wird kaum nachlassen, denn die Islamforschung ist um eine Stimme und um noch eine Methode reicher geworden, die vor allem diejenigen ansprechen könnte, die klassischen geisteswissenschaftlichen Vorgehensweisen wie Philologie und Hermeneutik eher reserviert gegenüberstehen und lieber zählen und messen. Der Einsatz der Mathematik in der Koranforschung, kombiniert mit Geschichts- und Islamwissenschaft, ist ein Novum.

Der **französische Ingenieur J.-J. Walter**, geboren 1932, hat **2013**, also im fortgeschrittenen Alter, eine Dissertation vorgelegt, deren vom Autor selbst vorgenommene Zusammenfassung in englischer Sprache im neuen Sammelband der Gruppe Inârah erschienen ist, einem Verbund historisch-kritisch arbeitender Islamforscher. Einige Ergebnisse will ich hier ziemlich schmucklos referieren. Sie dürften selbst für eingefleischte Korankritiker verblüffend sein.

1.

Walter nutzt die Methode „Analysis of Text Data“ (ATD), die bei Militär und Geheim-

diensten verwendet wird, sich aber auch bei der Analyse klassischer Texte bewährt hat. In seiner Zusammenfassung geht er auf die mathematischen Grundlagen nur kurz ein und legt den Schwerpunkt auf die Ergebnisse.

ATD ermöglicht es, die Signatur eines Textes zu identifizieren. Worterkennung, die z.B. bei der Durchsuchung von E-Mails zum Einsatz kommt, um verdächtige Botschaften auszufiltern, reicht dafür nicht aus. Man muss auf die Ebene der Zeichen gehen, also die Anzahl und Kombination von Buchstaben, Zahlen, Satzzeichen etc. analysieren.

So weist ein Text von Marcel Proust besonders lange Sätze auf, und die Zahl der Punkte an einem Satzende, bezogen auf jeweils tausend Buchstaben, ist geringer als bei den meisten anderen Autoren. Diese niedrige Anzahl ist ein Indiz, dass Proust der Verfasser ist. Hat man mehrere solcher Indizien, am besten einige hundert, so ist die Signatur mit Gewissheit erkennbar. Die Signatur ist sozusagen die DNA eines Textes, sagt Walter. Mit der DNA lässt sich eine Person von jeder anderen unterscheiden (außer bei eineiigen Mehrlingen natürlich), mit der Signatur lassen sich Textverfasser unterscheiden. Damit kann man auch herausfinden, mit welcher Wahrscheinlichkeit wie viele Autoren an einem Text beteiligt sind, und damit kommen wir zum Koran.

Unabhängig vom Glauben der Muslime, dass der Koran das direkte Wort Gottes ist, das Mohammed offenbart wurde, gibt es eine Reihe von Experten und Laien, die weder annehmen, dass der Koran Gottes Wort ist noch dass er von Mohammed verfasst wurde. Mohammeds Urheberschaft ist jedoch noch Konsens in der herrschenden Islamwissenschaft und auch bei Islamkritikern häufig eine selbstverständliche Prämisse. Sogar in diesen Kreisen kann man sich oft gar nicht vorstellen, dass der Koran etwa nicht von einer einzigen Person namens Mohammed wäre.

Walter greift diese Kernaussage des Islams als Hypothese auf und macht sich daran, sie zu überprüfen. Als erstes identifiziert er 28 Themenbereiche im Koran, die darin verstreut vorkommen. Im Koran treten Themen meistens verstreut auf: Ein Gedankengang wird angefangen, fallen gelas-

sen und an anderer Stelle wieder aufgenommen. Walter stellt sie jeweils in Blöcken zusammen, sodass nun 28 components (ich übersetze mit „Bausteine“) auf ihre Signatur zu erforschen sind.

Dahinter steht die Annahme, dass jeder Themenkomplex unterschiedliche Autoren hat. Auf diese Bausteine wendet er einen Algorithmus an, den Mathematiker speziell für ihn entwickelten.

Von den 28 Bausteinen weisen 21 einen so spezifischen Stil auf, dass jeder von ihnen mit einer Wahrscheinlichkeit von mehr als 999.999 zu einer Million von einem anderen Autor stammen als der Rest des Korans.

Fünf Bausteine kommen auf eine Wahrscheinlichkeit von 999.993 zu einer Million, dass jeder Autor ein anderer ist als die des übrigen Korans. Also kann bei 26 von 28 Bausteinen eine Signatur identifiziert werden.

Daraus ist allerdings nicht zu schließen, dass der Koran 26 Verfasser hätte. Die Bausteine werden noch mit dem mathematischen Tool „Distanz“ auf Ähnlichkeit überprüft. Nach diesem Schritt bleiben 19 voneinander unabhängige Bausteine übrig.

Nun können aber mehrere Autoren über dieselben Themen geschrieben haben und die gefundene Signatur eine „gemischte“ sein. Jeden einzelnen Vers einem Autor zuzuordnen, ist nicht möglich, weil zur Erkennung einer Signatur eine durchschnittliche Anzahl von zehn Versen notwendig ist. Walter kommt zu dem Ergebnis, dass von den 19 Bausteinen neun von jeweils einem Autor stammen und zehn von jeweils mehreren. Insgesamt sind nach seiner Berechnung am Koran mindestens 30, höchstens 100, am wahrscheinlichsten um die 50 Autoren beteiligt. Die Auffassung, dass der Koran nur von einer Person geschrieben wurde, ist damit widerlegt.

2.

Als nächstes befasst sich Walter mit dem Zeitraum der Entstehung des Korans. Als Ausgangspunkt nimmt er wieder eine islamische Glaubensregel, und zwar die der Unerschaffenheit des Korans. Danach gibt es den Koran bereits vor der Erschaffung der Welt.

Die Lehre von der Unerschaffenheit des Korans kam erstmals um das Jahr 750 auf, wurde in der Regierungszeit Harûn ar-Raschîds verfestigt und ab etwa dem Jahr 800 allgemein akzeptiert. Gegner dieser Auffassung war die Gruppe der Mu'taziliten, die sich damit unter herrschaftlicher Protektion für eine kurze Zeit in der Mitte des 9. Jhs. durchsetzen konnten. Danach wurden sie als Häretiker verfolgt, und bis heute gilt jeder als Häretiker, der dem Dogma von der Unerschaffenheit des Korans widerspricht.

Gemäß diesem Glaubenssatz ist Allah der Sprecher aller Verse des Korans. Damit nicht vereinbar ist jedoch, dass Allah in zumindest 315 Versen nicht der Sprecher sein kann, weil er selbst darin als dritte Person genannt ist. Diese Situation wird dadurch gerettet, dass dem Vers das Wort „Sag“ (arab. qul) vorangestellt ist. Damit wird jeder Satz über Allah zu einem Satz von Allah.

Walters These ist, dass diese 315 Verse aus der Zeit vor 750 stammen und das Wort „Sag“ hinzugefügt wurde, als zwischen 750 und 800 die Lehre von der Unerschaffenheit verpflichtend wurde.

Jedoch gibt es noch weitere 135 Verse, in denen Allah auch nicht der Sprecher sein kann, bei denen aber das vorangestellte „Sag“ fehlt. Diese können nach Walter nicht aus den Jahren vor 750 stammen, weil sie sonst wie die anderen 315 Verse mit dem „Sag“ ergänzt worden wären. Er datiert sie in die Zeit der mu'tazilistischen Periode zwischen 833 und 847, als die Lehre von der Unerschaffenheit vorübergehend verboten war. Später, als das Pendel wieder zurückschwang, hätten sämtliche im Umlauf befindlichen Koranexemplare mit diesen 135 uneingeleiteten Versen vernichtet werden müssen, um den Beweis dafür zu verheimlichen, dass der Koran späte Hinzufügungen und Änderungen enthält, ein im Islam bis heute verbotenes Denken. Dies war aber bei seiner inzwischen weiten Verbreitung nicht mehr durchführbar.

Walter zieht diese 135 im Koran verstreuten Verse zu einem Baustein zusammen und prüft die Signatur. Es ergibt sich, dass er mit einer Wahrscheinlichkeit von 999.999 zu einer Million eine eigene Signatur aufweist. Daraus folgt, dass diese

Verse in der Zeit von 833-847 eingefügt wurden, als das Dogma von der Erschaffenheit des Korans herrschte.

Trotz dieser 135 Verse, die quasi beweisen, dass der Koran erschaffen ist, ist bis heute jeder, der dieser Lehre folgt, der Apostasie schuldig. Die weitere Schlussfolgerung, dass der Koran keineswegs zu Lebzeiten Mohammeds entstand, sondern erst 200 Jahre später fertiggestellt war, ist ebenfalls verboten.

3.

Die Signaturen sind auch Werkzeuge bei der Untersuchung der Sinnhaftigkeit der Einteilung des Korans in mekkanische und medinensische Suren. Diese Einteilung korrespondiert mit der Lebensgeschichte Mohammeds, der Sira, wonach Mohammed in Mekka ein Prediger war und in Medina ein Herrscher. Alle Suren, in denen wenigstens ein Vers auftaucht, der sich mit rechtlichen, sozialen oder politischen Angelegenheiten befasst, werden der medinensischen Zeit zugeschlagen. Die herrschende Lehre geht also von der Hypothese aus, dass sich mekkanische und medinensische Suren thematisch unterscheiden.

Die Hypothese, dass unterschiedliche Themen im Koran unterschiedliche Autoren haben, hat auch Walter zugrunde gelegt und, wie beschrieben, verifiziert. Also müssten die Einteilung in mekkanische und medinensische Suren und die von Walter identifizierten 19 Bausteine miteinander vereinbar sein. Letztere würden sich jeweils vollständig entweder in den so bezeichneten mekkanischen oder medinensischen Suren finden. Tatsächlich lassen sich die 19 Bausteine aber nur jeweils teilweise den beiden Surensorten zuordnen, was den Schluss zulässt, dass diese Einteilung keine reale Grundlage hat.

Walter beschäftigt sich außerdem mit der stilistischen Differenz. Ab wann kann man stilistische Entwicklung mit Hilfe von ATD erkennen? Im Werk Victor Hugos genügen ein paar tausend Zeichen, um eine Veränderung innerhalb von zehn Jahren festzustellen. Die medinensischen Suren umfassen rund 230.000 arabische Zeichen, die mekkanischen 470.000. Legt man pro Offenbarungsperiode zehn Jahre zugrunde (die mekkanische Zeit dauerte laut Tradi-

tion zwölf Jahre), müssten bei dieser Masse an Material spürbare Stilveränderungen vorkommen. Walter findet aber keine. Somit können die sog. mekkanischen Suren nicht im Durchschnitt zehn Jahre früher geschrieben sein als die medinensischen.

Die Unterscheidung zwischen mekkanischen und medinensischen Suren, die ein bisher unhinterfragtes Axiom des Islams und der herrschenden Islamwissenschaft darstellt, ist somit nach Walter gegenstandslos. Die Zuordnung ist künstlich und ohne Bedeutung. Damit wäre auch der Geschichte von der Auswanderung von Mekka nach Medina die Grundlage entzogen, eine Ansicht, die die Forscher von Inârah, wenn auch mit anderer Begründung, teilen.

Ich füge hinzu: Damit hätte auch die Praxis der Abrogation keine Basis mehr, wonach spätere Verse ältere aufheben sollen und wonach die sog. medinensischen Vorrang vor den sog. mekkanischen hätten. Dieses Ergebnis stützt auch meinen (nicht auf mathematischem Wege zustande gekommenen) Befund, dass es keine stichhaltige Chronologie der Entstehung von Koranversen gibt. Wenn die Islamgelehrten behaupten, ein Vers würde durch einen anderen außer Kraft gesetzt, so könnte es genauso gut umgekehrt sein.

4.

Walter fasst die Verse mit den vier Erwähnungen des Wortes muhammad in den Surenen 3, 33, 47 und 48 zu einem Baustein zusammen. Die Signatur dieses Bausteins weist eine Wahrscheinlichkeit von 999.999 von einer Million auf, dass er von einem einzigen Autor geschrieben wurde, der sich von allen anderen Autoren des Korans unterscheidet.

Bei diesen Versen handelt es sich zudem um Interpolationen, also spätere Einschübe, die vorgenommen wurden, als ein Prophet namens Mohammed offiziell als Gründer des Islams proklamiert war.

Die numismatischen und inschriftlichen Indizien, die Walter für seine These heranzieht, lasse ich hier aus. Es spricht im Ergebnis vieles dafür, dass der Prophet Mohammed eine später entwickelte Figur ist, die mit dem Koran direkt nichts zu tun hat.

5.

Die 49 Verse des Korans mit 6.202 Zeichen, die von Christus handeln, bilden einen Baustein, der mit einer Wahrscheinlichkeit von 999.999 zu einer Million von einem oder mehreren Autoren geschrieben wurden, die sich von den übrigen Koranautoren unterscheiden. Verglichen mit vier Versen mit dem Wort muhammad, zeigt der Messias stärkere Präsenz im Koran. Festzuhalten ist jedoch, dass Jesus im Koran, wie noch im ursprünglichen semitischen Christentum, nur Mensch ist und nicht Teil der göttlichen Dreifaltigkeit. Gerade die Lehre vom dreifaltigen Gott, die im Jahre 325 auf dem Konzil von Nicäa beschlossen wurde, erkennt der Koran ausdrücklich nicht an.

6.

Die 40 Verse mit 9.002 Zeichen über das Paradies wurden mit einer Wahrscheinlichkeit von mehr als 999.999 zu einer Million von einem oder mehreren Autoren geschrieben, die sich von den übrigen Koranautoren unterscheiden. Erstaunlicherweise erklären diese Verse den Wein zum himmlischen Getränk, obwohl er auf Erden verboten ist, d.h. der Wein muss also grundsätzlich etwas Gutes sein. Walter bietet die Erklärung an, dass der Wein das Symbol des Himmelreichs ist, und nur solche, die glauben, dass das Himmelreich bereits da ist, Wein trinken. Wer Wein trinkt, tut kund, dass Jesus Gott ist. Denen, die glauben, dass Jesus nur Mensch und Prophet ist, wie es die semitischen Christen und später die Muslime tun, ist der Wein auf Erden verboten. Nur unter der tatsächlichen Herrschaft Gottes im Himmel ist der Wein erlaubt, aber dann auch in Strömen.

Die muslimischen Islamgelehrten sind sich solcher Zusammenhänge gar nicht bewusst. Das Verbot des Weingenusses ist ein Beispiel dafür, wie der Islam Regeln einführt und die historisch dahinterstehende, meist christliche Theologie, vollständig vergisst. Ich füge hinzu: Die Regeln erstarren und werden ohne Sinn und Verstand eingehalten. Das Ergebnis der Lehre von Dschahiliya, also der Behauptung, vor dem Islam habe nur Unwissenheit geherrscht, weshalb man über diese Vergangenheit nichts wissen muss, ist ein unwissender, sich selbst nicht kennender

Islam. Eine weitere Folge ist die Unkenntnis anderer Religionen, was z.B. dazu führt, Weihnachtsmänner und Osterhasen für christliche Symbole zu halten.

7.

Ein weiterer Baustein sind die 35 Verse (10.916 Zeichen) über Frauen. Sie wurden mit einer Wahrscheinlichkeit von 999.999 zu einer Million von einem oder mehreren Autoren geschrieben, die sich von den übrigen Koranautoren unterscheiden. Mit dem Instrument der „Distanz“, das die Signaturen auf Ähnlichkeit überprüft, kommt Walter zu dem Ergebnis, dass die Bausteine Frauen, Christus und Paradies von einem einzigen Autor stammen, der nach seiner Auffassung ein Nazarener war, also ein Angehöriger des Judenchristentums.

Walter kommt zu dem Schluss, dass die gesamte Theologie des Korans von diesem einen Autor stammt, der sozusagen in einem copy-and-paste-Verfahren das nazarische Christentum in den Koran eingeschrieben hat. Anzumerken wäre hier, dass die Herleitung des Islams aus dem Judenchristentum in der historisch-kritischen Islamforschung umstritten ist. Die Inârah-Gruppe identifiziert das „altgläubige“, vorkonziliarische syrische Christentum als Ausgangspunkt des Islams. Auch dort ist Jesus aber nur Mensch und nicht Gott. Auf diesen Streit kann hier nicht näher eingegangen werden. Interessanten an dieser Fragestellung seien auf die einschlägigen Beiträge von K.-H. Ohlig und M. Groß in dem erwähnten Sammelband verwiesen.

8.

Walter bestätigt die Auffassung, die ich auch an anderer Stelle ausgeführt habe, dass der Islam, d.h. der Koran, die Biographie des Propheten und die Hadithe, ein von den Kalifen der Abbasidendynastie ins Leben gerufenes und kontrolliertes Projekt zu deren Herrschaftssicherung war.

Der Islam war von Anfang an eine politische Ideologie, die als Religion präsentiert wurde. Daran hat sich bis heute wenig geändert.

9.

Walter hatte sich dafür gewappnet, mit seinen Thesen bei der Verteidigung der

Dissertation auf starken Widerstand zu stoßen, doch der blieb aus. Sie trafen im Gegenteil auf große Zustimmung. Dies hat wohl damit zu tun, dass in den letzten Jahren eben doch langsam ein Umdenkungsprozess in der Islamwissenschaft eingesetzt hat, getrieben auch von benachbarten Fächern und nicht zuletzt von einzelnen Quereinsteigern.

Man muss sich nach und nach der Auffassung öffnen, dass der Koran ein über einen langen Zeitraum von vielen Autoren entwickelter Text ist.

Auch die Sira, die Lebensgeschichte Mohammeds und darüber hinaus die historische Existenz Mohammeds insgesamt, werden zusehends in Frage gestellt. Walter zitiert den Historiker de Prémare mit den Worten: „Jedwede Biographie über den Propheten des Islams hat nicht mehr Geltung als ein Roman, der hoffentlich historisch sein soll.“

Ein aufgeklärter muslimischer Islamgelehrter, so Walter, kann heute nicht mehr die Position vertreten, dass Mohammed der Gründer des Islams ist, der den Koran als das Wort Gottes verkündet hat.

Literatur:

J.-J. Walter, Mathematical Code Theory, in: M. Groß/K.-H. Ohlig (Hg.), Die Entstehung einer Weltreligion IV, Mohammed – Geschichte oder Mythos, (Inâra 8), Berlin 2017, S. 851-883

B. Köster, Der missverstandene Koran, 2. Aufl. Berlin 2015

B. Köster, Anspruchsgrundlagen auf dem Prüfstand 1-3, Tichys Einblick 27.07./29.07./03.08.2016

Zuerst veröffentlicht in philosophia perennis 2017.

Mit **2€** im Monat helfen:
www.2-Euro-helfen.de

MISEREOR
• DAS HILFSWERK

Lutz Lemhöfer

Crime Time in Imprimatur

Der schmale Grat zwischen
Frömmigkeit und Gewalt

Zum Roman „Wo die Toten leben“
von Harry Bingham

Das Buch, das heute vorgestellt wird, spielt in den Jahren 2014/15 im beschaulichen Südwales. Hier wirkt die Polizistin, genauer: detective sergeant Fiona Griffiths, eine bemerkenswerte Figur in der Szene der Ermittlerinnen und Ermittler. Dies ist bereits der fünfte Band mit ihr als Protagonistin. Die Kenntnis der vorherigen Bände wird hier aber nicht vorausgesetzt. Fiona ist eine rundum ungewöhnliche Frau: Eigensinnig, mit feiner Intuition zu Straftaten und Straftätern, mit weniger sicherem Gefühl für Liebe und Beziehungen, sofern es sie selbst betrifft. Voller Arbeitswut, sobald sie sich in einen Fall verbissen hat. Oft auch über die Anweisung von Vorgesetzten hinaus und hinweg, zugleich in Schüben immer wieder schwach und hilflos bis zum Gefühl, tot zu sein. Fiona war als Teenager 2 Jahre in der Psychiatrie, wegen schwerer Depressionen und vor allem wegen des Cotard-Syndroms, einer seltenen psychischen Erkrankung, bei der man sich selbst als Leichnam erlebt. Jetzt hat sie das so weit überwunden, dass sie nach dem Philosophie-Studium in Cambridge in die Dienste der walisischen Polizei treten konnte, wo sie das tun darf, was sie am besten kann: ermitteln. Freilich lieber das, was ihr selbst wichtig ist, als das, was ihre Vorgesetzten von ihr wollen. Die hält sie trotzdem mit viel „Jawohl, Sir“ und „Selbstverständlich, Ma'am“ bei Laune, wenn sie zwar brav und rasch die Routinearbeit macht, aber nebenbei eigensinnig ganz andere Spuren verfolgt.

Im vorliegenden Band wird sie zu einer Leiche gerufen, die keineswegs irgendwie versteckt ist, sondern korrekt aufgebahrt im Totenhaus einer Dorfkirche liegt: eine junge Frau. In einem weißen Sommer-

kleid, fast einem Hochzeitsgewand ähnelnd. Niemand aus der Gegend kennt sie. Außerordentlich gepflegt wirkt sie, wie Fiona feststellt, mit frischgewaschenen Haaren und gepflegten Fingernägeln. Aber mit nichtrasierten Beinen, was nicht zur sonstigen perfekten Hygiene und Körperpflege passt, erst recht nicht zu den Schönheits-Operationen, die sie laut Gerichtsmediziner hinter sich hat. Lange Zeit bleibt unklar, wer diese Tote ist und was sie in der walisischen Provinz zu suchen hat. Fiona findet heraus, dass die Tote mindestens zeitweise zu Gast in einem nahe gelegenen Benediktinerkloster war, das für selbstgewählte Auszeiten immer wieder mal Gäste aufnimmt, ohne groß nach Namen und Herkunft zu fragen. Eine großzügige, überaus liberale Praxis. Der Abt erklärt den erstaunten Polizisten, *„dass das Kloster über das Jahr verteilt immer wieder Suchende beherbergt. Nicht viele. Einige verbringen jedes Jahr zwei Wochen bei uns. Oft zur selben Zeit. Und andere? Nun, wir fällen keine Urteile und stellen keine Fragen (...) Wir bitten unsere Gäste, uns vorher mitzuteilen, wann sie kommen. Das erleichtert die Sache. Aber manchmal wissen Menschen nicht im Voraus, dass sie Hilfe brauchen. Wir verlangen kein Geld. Wir verlangen keine Buchung. Unsere Türen stehen immer offen.‘ Ich und Burnett (der örtliche Vorgesetzte, L.L.) tauschen Blicke. Wir haben eine uns unbekannte Welt betreten. Sexarbeiter in Cardiff oder, keine Ahnung, einen Besoffenen, der mit einer Pistole herumfuchelt – kein Problem, wir wissen, was zu tun ist. Aber hier tasten wir uns vor wie Blinde, die eine belebte Kreuzung überqueren müssen.“* (S. 85)

Diese gegenseitige Milieu-Fremdheit spielt im Weitergang der Geschichte durchaus eine Rolle. Denn Fiona ermittelt weiter, auch als ein Herzinfarkt der Unbekannten als Todesursache festgestellt wird und die Mordkommission eigentlich nicht mehr zuständig ist. Immerhin stößt Fiona im Zuge einer parallelen Ermittlung zu vermuteter Geldwäsche in großem Stil bei einer Clique walisischer Geschäftsleute auf eine merkwürdige Spur, die zur Entführung und Lösegeld-Erpressung von reichen ausländischen Töchtern in London führt. Durch eine von Kollegen und Vorgesetzten zuerst als abseitig empfundene Recherche bei prominenten Schönheits-Chi-

rurgen stößt Fiona schließlich auf die Identität der Leiche im weißen Kleid: Es handelt sich um eine junge Ukrainerin, deren Eltern dort zu den Mittelreichen zählen und die in London offenbar zu Opfern der auf solche Fälle spezialisierten Erpresser wurden. Sollten deren Machenschaften bis nach Wales reichen? Und haben sie womöglich was mit dem Kloster zu tun? Immerhin böte es gute Möglichkeiten, jemanden zu verstecken oder verschwinden zu lassen. Sind die insgesamt sieben Mönche womöglich in Verbrechen verwickelt? Fiona denkt vor sich hin: *„Dabei glaube ich nicht mal, dass diese Typen (die Mönche, L.L.) Mörder sind. Ihre heilige Sanftmut ist sicher nicht gespielt. Sie ist nur viel zu übertrieben. Bei unserem ersten Besuch drängte sich mir und Burnett der Eindruck auf, dass sie etwas zu verbergen haben. Dieses Gefühl bin ich immer noch nicht los.“* (S. 399) Und das Gefühl trägt überhaupt nicht. Fiona kommt darauf, dass es nicht nur Gäste im Kloster gibt, die kommen und gehen, sondern auch solche, die in einer zugemauerten Zelle ihr Leben in frommer oder unfrommer Einsamkeit verbringen, abgeschnitten von allen Kontakten nach außen. So, wie es im Mittelalter die religiöse Tradition der ‚Anachoreten‘ vorgegeben hatte, Einsiedler und Einsiedlerinnen nicht in freier Natur, sondern hinter Klostermauern (mehr dazu im Buch selbst). Fiona selbst wird unerwartet in diese Rolle gedrängt, als die Mönche von ihrer Recherche Wind bekommen und sie aus dem Verkehr ziehen wollen. Frappierend ist, dass sich die Mönche dabei nicht als zynisch genutztes Werkzeug einer Erpresserclique begreifen, sondern Gottes Willen zu folgen und Seelen zu retten glauben. Das betont Bruder Anselm der unfreiwilligen Ordensschwester Fiona gegenüber in aller Naivität: *„Beim ersten Mal warst du im Rahmen deiner Ermittlungen hier‘, fährt er fort. Aber beim zweiten, dritten und vierten Mal? Als Du gebetet hast, sahen wir eine Seele in Nöten. Als du vor Pater Cyril geflucht hast, hörte er eine Seele in Nöten. Und als er dir die ‚Offenbarungen von gött-*

licher Liebe‘ gab, hast du sie Wort für Wort gelesen. Als er seine Hand auf deinen Kopf legte, hat die gepeinigste Seele Frieden gefunden.‘ Ich starre ihn mit offenem Mund an. ‚Und nach allem, was heute Abend in unserer Kirche passiert ist‘, fährt er mit hauchzarter Stimme fort, ‚kannst du da immer noch sagen, dass du den Geist des Herrn nicht in dir gespürt hast?‘ Ich antworte nicht. ‚Du hast uns erwählt, nicht umgekehrt.“ (S. 446) Aus meiner Sicht wird hier frappierend deutlich, wie durchlässig die Grenze zwischen religiöser Entscheidung und auch gewaltbarem Fanatismus ist. In unserer Geschichte stellt sich natürlich zunächst die Frage, ob und wie es Fiona gelingt, sich aus der frommen Gefangenschaft zu befreien und geistliche wie weltliche Täter auffliegen zu lassen. Dieses Rätsel zu lösen bleibt freilich Ihrer eigenen Lektüre überlassen – man darf ja die Pointe nicht vorwegnehmen. Aber Fionas zentrale Erkenntnis zum Fall soll Ihnen nicht vorenthalten werden: *„Die Hinweise waren die ganze Zeit über direkt vor meiner Nase. Buchstäblich von dem Augenblick an, als ich das Kloster betrat. Ich war nur zu blind, ihnen Beachtung zu schenken, da ich der Meinung war, ich würde in einem modernen Verbrechen mit modernen Kriminellen ermitteln. Was wir ja auch tun und die wir ja auch erwischen wollen. Nur: Als das Verbrechen dieses Tal erreichte, veränderte es sich. Nahm einen bizarren Charakter an, eine andere Richtung, und warf dabei sechs, sieben Jahrhunderte von sich ab. Hinweise, die einem mittelalterlichen Verstand sonnenklar gewesen wären, entziehen sich dem unseren beinahe vollständig.“* (S. 424) Aber auch bizarre Verbrechen mit Rückgriff in die Geschichte können höchst reale Folgen in der Gegenwart haben. Und dafür müssen keine Islamisten bemüht werden.

Harry Bingham: Wo die Toten leben.
rororo-Taschenbuch 2019. 526 Seiten.
10,00 €

Die Glosse

Rauschheim zu Beginn des Herbstes 2019

Lieber Joseph, alter Kumpel,

ich hab aufgeatmet, wie ich gehört hab, unser Papst Franziskus hätt neulich von den Ortskirchen verlangt, mutigere, selbständigere pastorale Entscheidungen zu treffen, weil sie ja die Verhältnisse vor Ort am besten kennen täten.

Und jetzt?

Kündigt aber die deutsche Ortskirche nur an, dass sie eines der Probleme, das ihr nahe geht, wie der Zölibat, oder noch bedrängender das Thema Frauenpriestertum, mit Bischof, Priestern und Laien auf dem synodalen Weg verfolgen will, kommt der Einspruch aus Köln, die Zurechtweisung aus Rom. Die Süddeutsche Zeitung titelte vergangene Woche: „Rüffel aus Rom“. Joseph, „gerüffelt“ werden normal Kinder, auch schon mal Jugendliche, aber niemals jemand, den man ernst nimmt.

Mach Du mir, ewiges Pfarrgemeinderatsmitglied, einmal klar, was dem Franziskus sein Wort in unserer Kirch noch gilt. Ich hab dem Pater Gescheitle diese Frage gestellt. Der wurde vielleicht nervös und hat mir grimmig gedroht: „Lass Du, Laie, die Finger von so schwierigen Problemen! Derart komplizierte Fragen klären der Papst seine Kardinäle samt den Bischöfen mit ihrem Lehramt. Und die brauchen keine Ratschläge von Laien!“

Noch etwas anderes: Die katholischen Frauen bei uns in der Gewerkschaft wettern durchweg gegen ihren Ausschluss vom Priesteramt und sehen das als ein Unrecht gegen Frauen an wie die Hexenverfolgung. Wenn ich dann unsere Frauen draufhinweise, dass Johannes Paul II. 2000 ein „mea culpa“ wegen der Hexenverfolgung und wegen der Hexenbulle (1484) von seinem Vorgänger Innozenz VIII. abgelegt hat, springen sie mir ins Gesicht: „Sollen wir jetzt auch über 500 Jahre warten, bis es einem Papst einfällt, das Unrecht, das den Frauen mit der Verweigerung der Weihe geschieht, aufgehoben

und bereut wird. Das „mea culpa“ käm dann für die heutigen Priesteramtskandidatinnen grad so zu spät wie das heutige „mea culpa“ für die damals verbrannten Hexen.

Joseph, ich frag mich, wer soll die Kirche noch retten? Denn den Frauen, die es als einzige noch könnten, werden, sobald sie auch nur die Rettung probieren, von den Hierarchen sofort Knüppel zwischen die Beine geworfen.

Joseph, mich schockiert es, dass keine mit den Frauen sympathisierende Priester, die gibt es ja, sich energisch auf ihre Seite stellen?

Joseph, unsere Kirch sollte nach den Missbrauchsfällen – und der Umgang mit Hexen gehört auch dazu - sich weniger dick machen und weniger selbstherrlich und unfehlbar aufspielen!

Mit freundschaftlichen Grüßen

Dein alter Kumpel Sepp

P.S.: Joseph, Dir kann ich es ja gestehen. Mich regt der strikte Verbotssatz vom Kardinal Marx, den wo ich in der Berliner Morgenpost gelesen hab, gewaltig auf: „Johannes Paul II. schiebt eindeutig den Riegel vor: Frauen haben weiter im Priesterberuf nichts zu suchen.“ So redet nach meinem Verständnis höchstens ein Gefängniswärter mit seinen Knastis.